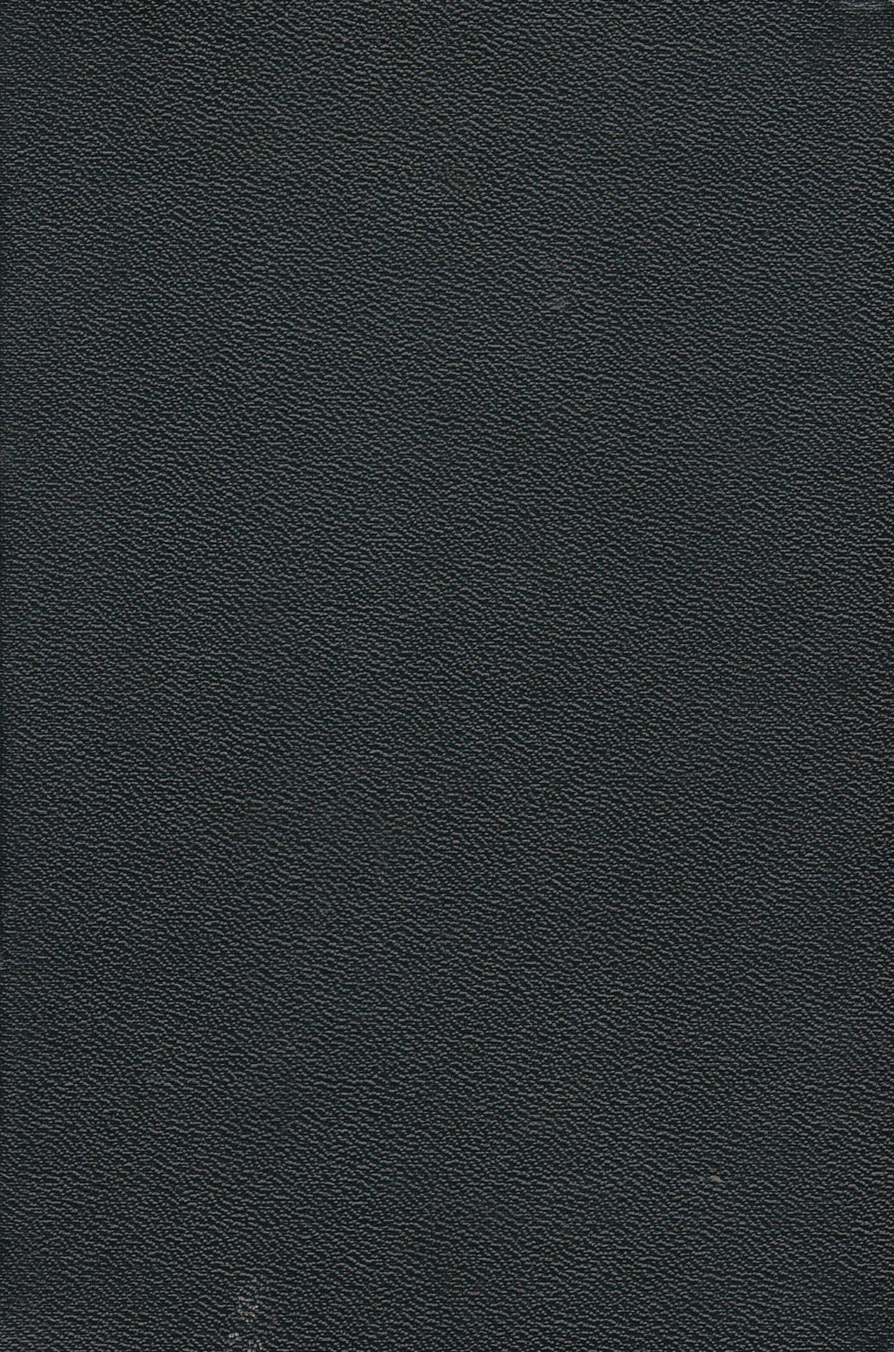
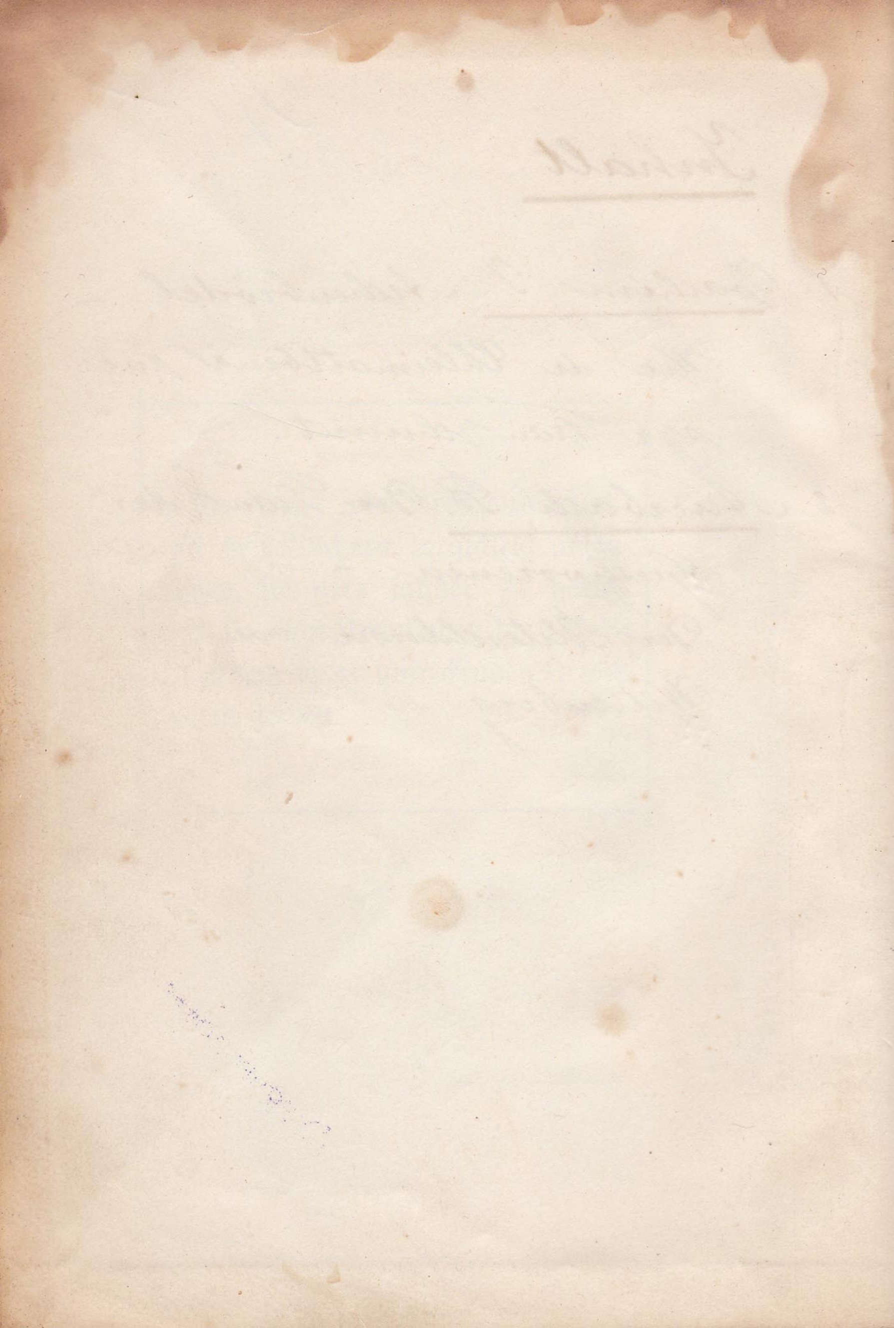


1

Inhalt:



Verein für Verbreitung guter Schriften.

—∘ No. 28. ∘—

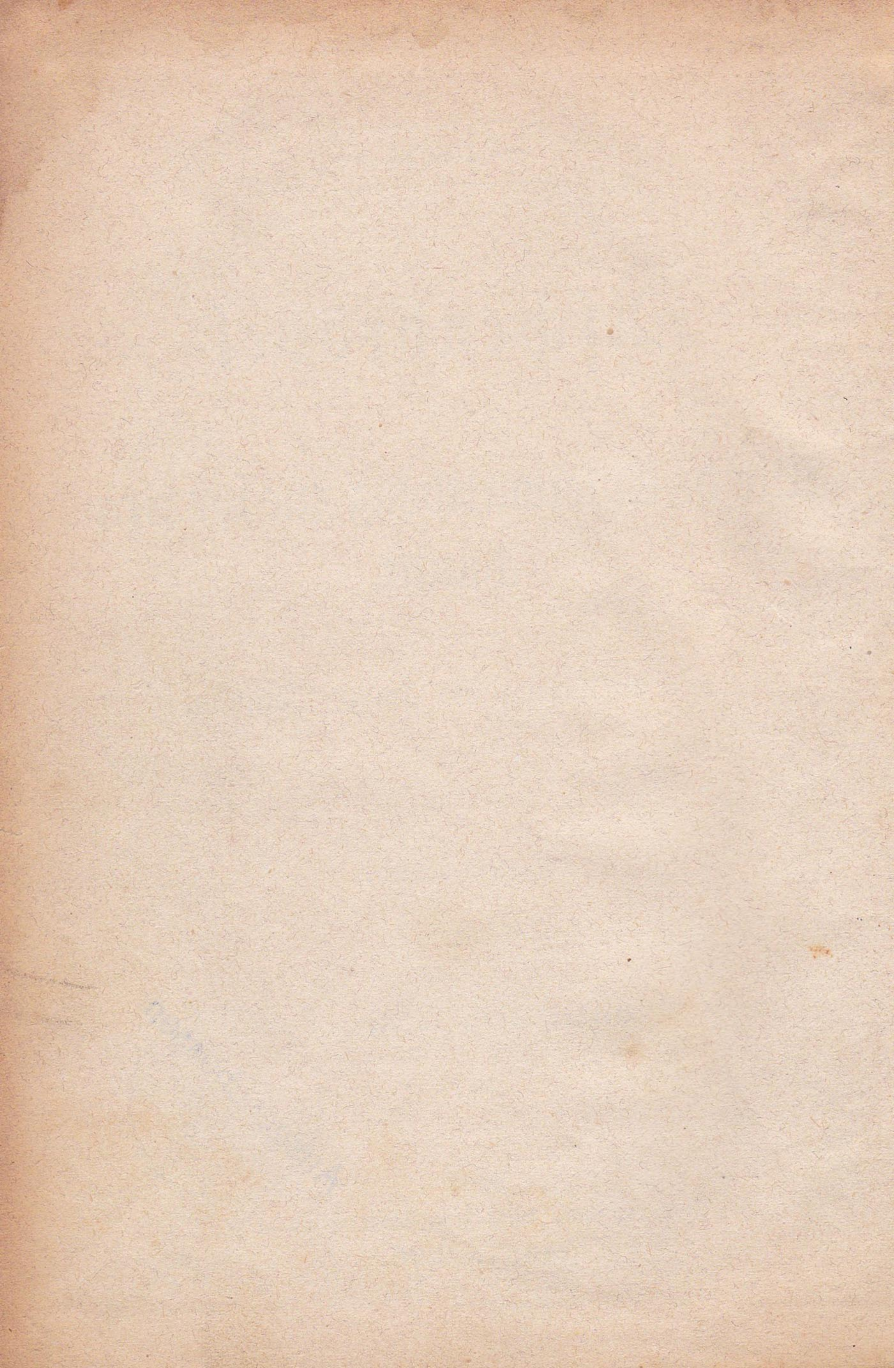
Aschenbrödel

Wie dr Chleimattbenz zue syr Frau chunnt.

Zwei Erzählungen von Joseph Joachim.

Verkaufspreis 10 Rappen.

Basel
Druck von Emil Birkhäuser, Elisabethenstr. 11
Januar 1896.



Aschenbrödel.

Dorferzählung von Joseph Joachim.

Es gab eine Zeit, da, so oft im Dorfe von schönen Mädchen die Rede war, des Wagners Liesel stets in erster Linie genannt wurde als die weitaus schönste von allen. Einige sagten: Auch die hoffärtigste und hochmütigste von allen, hört die Flöh' husten, trägt den modenärrischsten Putz, hüpft auf dem Kirchgang, wann kotiger Weg, nur so auf den Fußspitzen von einem Steinchen auf's andere, thut, als ob ihre Nahrung aus lauter Tau und Zuckerbrödchen bestände, meint, aus ihrem fürnehmen Ränggeln und Kopfaufwerfen zu schließen, eine Königstochter zu sein. D'rum auch ist ihr schier kein Bub' gut genug, geb' wie viele sich in ihre Kiltstube drängen! — Andere prophezeiten: Ihr werdet sehen, aus der großen Zahl ihrer Anbeter wird sie die allerschlechteste Wahl treffen — hat sie bereits getroffen! . . . . Vergebens ward ihr die wohlmeinende Warnung: Laß' ab von dem Hochmattfritz, Liesel! Mag er ein noch so doller[1]) und hübscher sein, und groß auftreten — er ist im hohen Grade arbeitsscheu; überläßt alles seinen Knechten, geht lieber in die Kreuzgaßschenke hinüber, weilt dort oft ganze Nächte; man sagt sogar, er stehe im Wirtsbuche bereits dick angemalt, die große Summe. Dazu, wann er angetrunken ist, sein kolderhaft und rauflustig Wesen, das ihn ja schon schwer Geld gekostet hat. Daher besinn' dich wohl, Liesel, eh' du den dir nimmst!

---

[1]) stattlicher.

Die Liesel aber meinte: Das ist der blasse Neid von den Leuten, mögen, weil er ein solch' hübscher und vornehmer, ihn mir nicht gönnen, das ist alles! Ich will's wenigstens wagen! —

Und sie „wagte“ es.

Eine solch' geräuschvolle und glänzende Hochzeitsfeier war in dem einfachen Bauerndorfe schon lange nicht mehr gesehen worden.

Die vor eitel Lust und Glück strahlende Liesel ahnte wohl nicht, daß ihr Mann das dazu benötigte Geld sich hatte borgen lassen müssen.

Die Tochter eines wenig bemittelten Handwerkers war plötzlich junge Großbäuerin geworden, wohnte in einem schönen Hause, sah sich von lauter Reichtum und Überfluß umgeben, glaubte nur brauchen zu dürfen, ohne an das Erwerben denken oder sich sonderlich um die Hauswirtschaft kümmern zu sollen. Von den einer richtigen Hausfrau obliegenden Arbeiten und Geschäften verstand sie auch wenig genug, da sie, in ihren Mädchenjahren, bloß mit der Näh- und Brodiernadel hantiert und alles übrige ihrer betagten Mutter überlassen hatte. Auch geschah ihr seitens ihres Mannes anfänglich nur Liebes und Gutes. Wie stolz und geehrt fühlte sie sich, wann er an Sonn- und Feiertagen sie auf das frisch lackierte hübsche Bernerwägelchen hob zur fröhlichen Lustfahrt nach da und dorthin, um Freunden und Bekannten sein jung schön Frauchen zu zeigen, und weder Kosten noch Aufwand scheute, um ihr recht großes Vergnügen zu bereiten.

Leider nahm die Fahrherrlichkeit ein ungeahntes schnelles Ende. Eines Nachts, nachdem der abgehetzte, schweißtriefende Gaul in seinen kühlen Stall zurückgekehrt war, wurde er von einer heftigen Kolik befallen, die von dem schläfrigen Jungknechte nur wenig und von dem betrunkenen Jungbauer gar nicht beachtet wurde; und des Frühmorgens schon zeigte sich, daß der „Schimmel“ dieser schnöden Welt für immer ade gesagt hatte. Und das Fatalste an der Sache: dem Hochmattfritz fehlte es, zur Anschaffung eines andern Fahrgaules, sowohl an Geld als an Kredit. Frau Liese freilich legte es anders aus, als Mangel an Gefälligkeit ihrer Schlittenfahrlust gegenüber; daher ihr großer

Verdruß und wochenlanges Schmollen. . . . Weil die dicke reiche Frau Ammannin mit einem neuen kostbaren Wintermantel in der Kirche erschienen war, wünschte Frau Liese sich ebenfalls einen solchen, wenn möglich noch kostbareren, nebst Pelzwerkzuthaten; und da ihr durch die täglich einlaufenden Schuldmahnungen ohnehin in sehr üble Laune versetzte Mann mit der benötigten Summe nicht ausrücken wollte oder konnte, that sie darüber höchst aufgebracht; was wiederum zur Folge hatte, daß er sich in's Wirtshaus begab und sich einen schweren Rausch antrank, und sie ihm eine Woche lang keinen freundlichen Blick mehr gab.

Die verwitwete alte Hochmattbäuerin klagte ihrem Sohne: Ach, wie unglücklich du geheiratet hast. Nicht nur legt dein jung Frauchen über einen Bauernhaushalt und die verschiedenen notwendigen Arbeiten die größte Unwissenheit an den Tag, sondern will auch keine noch so gut gemeinte Belehrung annehmen, hängt mir ein bös' Maul an oder fängt an zu greinen gleich einem verwöhnten Kind'. Du mußt sie ermahnen, Fritz, denn so kann's nicht fortgehen, ich bin alt und hinfällig geworden, spür's mit jedem Tag mehr. . . . Doch da kam der Jungehemann mit seinen Vorstellungen und Ermahnungen hübsch an! — Meint denn deine Alte, ich habe mich ihr als Magd verdingt? rief die Frau Liese höhnisch und den Kopf stolz aufwerfend. Ich glaubte einen reichen Jungbauer geheiratet zu haben, und nun seh' ich's ein, daß ich besser gethan hätte, dem Schneider Lix oder einem andern mindern Bürschchen Gehör zu schenken. — Diesmal ward der Streit so arg — der Hochmattfritz stand mehrmals im Begriffe, gegen seine hochmütige, böszüngige Frau die Hand zu erheben; da dies jedoch der besonderen Umstände wegen nicht rätlich war, ging er seinen gewaltigen Ärger im Wein zu ersäufen.

Taglöhner und Handwerker konnte man sich äußern hören: Wie wahr das Sprichwort: Die hoffärtigsten Mädchen werden nicht selten die schmutzigsten Weiber, davon zeugt neuerdings die junge Hochmattbäuerin. Seitdem die Alte tot ist, herrscht in dem Hause, in Stube und Küche eine Unordnung und Unsauberkeit, daß einem darob ekelig wird. Von ihrer Kochkunst gänzlich zu

schweigen. Ihr Mann freilich kümmert sich um das Essen zu Hause sehr wenig, hockt tagtäglich in der Schenke, vergnügt sich am Kartenspiel, thut sich an Wein, Wurst und Schinken gütlich, trinkt bis zum Übermaß schier tagtäglich, während seine Frau zu Hause brätelt und küchelt. So kann's auf die Dauer unmöglich gehen.

Wirklich sah man den Hochmattfritz ein Stück Vieh um's andere veräußern, ohne dagegen einzukaufen, ein Äckerlein um's andere ging in den Besitz hauslicher Bauern über. Und als ihm die Mittel zum Weintrinken ausgegangen, begann er sich an den Branntwein zu halten, war wochenlang nicht mehr nüchtern anzutreffen. Da konnte Frau Liese keifen und schelten, so arg sie wollte, sein Ohr blieb taub und unempfindlich.

Er trank so sehr und trank so lange, bis schließlich die Katastrophe eintrat, der Säuferwahnsinn, der frühzeitige Tod. Und bald darauf auch das andere, so bei der lüderlichen Wirtschaft längst vorauszusehen gewesen, der Konkurs. . . .

Und Frau Liese?

— — Am äußersten westlichen Ende des Dorfes steht eine einsame Hütte, die zu frühern Zeiten als Heuscheune gedient hatte und nun zu einer notdürftigen menschlichen Wohnung nebst Ziegenstall umgebaut worden ist. Davor ein Krautgärtchen, daneben vorbeifließend der klare Mühlbach, an dessen niedrigem Rasenufer, in der Julisonne, eine Frauensperson kniet und Linnen wascht: ein hageres junges Weib mit blassen eingefallenen Wangen, dunkelgeränderten Augen und ungekämmtem Haar, barfuß und in die Tracht der Armut gekleidet — die ehemalige auf ihre Schönheit und Vornehmheit so stolze junge Hochmattbäuerin, kaum mehr zu erkennen!

Aus dem Innern des Häuschens erschallt durchdringendes Kindesgeschrei, Frau Liese ruft mit kreischender, scheltender Stimme: Nun, Lieschen, was gibt's denn schon wieder? Müßt ihr einander denn allsfort helchen?[1]) Wartet nur, ich will euch!

---

[1]) plagen.

Die Munggi,[1]) Mutter, will dem Kinde nicht zu Gefallen sein. . . .

Das Vergehen jenes zweitjüngsten der vier jungen Mädchen besteht darin, daß es müde geworden ist, dem Kinde seinen Kopf herzuhalten, von ihm sich das Haar raufen zu lassen, weil das so heftig schmerzt. . . .

Steckt ihm eine Watschen! kreischt die zärtliche Mutter. Und ein unterdrückter kläglicher Aufschrei aus der Hütte belehrt uns, daß jenem Befehle in ausgiebiger Weise Folge geleistet worden ist.

Frau Liese fährt, während sie ein Wäschestück ausringt, in demselben Tone fort: Lieschen, sind die Kartoffeln geschält?

Nein, noch nicht, die Luzie will nicht mithelfen!

So? Nun da werdet ihr auf die Suppe lange genug warten müssen, ihr Strupfe! Sputet euch, sag' ich, schafft!

Erneutes Geschrei und lauter Kinderstreit in der Hütte drin.

Was gibt's schon wieder? Soll ich kommen? rief Frau Liese drohend.

Die Luzie nimmt beim Rüsten stets die größten und glättesten Kartoffeln vorweg!

Und die Munggi, Mutter, luegt mich alleweil so bös' und trotzig an!

So? Wart' die nur, bis ich 'reinkomm', ich werd' sie lehren.

Sie packt ihre aschgraue Wäsche zusammen, geht dieselbe ohne sonderliche Sorgfalt an den rohen Gartenhag zum Tröcknen aufhängen, und begibt sich mit dem leeren Wassereimer in das Häuschen zurück.

In dem engen niedrigen Wohnstübchen sieht es so unordentlich als möglich aus. Zwei lumpig gekleidete, ungekämmte, rotznasige junge Mädchen sitzen am wackeligen Tisch, damit beschäftigt, mit ungewaschenen Fingern Kartoffeln zu schälen. Ein etwa einjähriges halbnacktes Kind hockt am Boden, gehütet von einem andern, größern, welches Munggi genannt wird. Letzteres trägt im Gesicht einen häßlichen wunden Ausschlag, außerdem leidet

[1]) Monika.

es am Kopfgrind; der Ekel, den die beiden ältern Schwesterchen davor empfinden und der von der Mutter selbst geteilt wird, gibt sich bei jeder Gelegenheit kund: Sie, die Munggi, darf nicht bei Tische essen, sondern erhält ihr kleines Portiönchen aushingegeben, auf dem Ofenbänkchen oder in einem Stubenwinkel zu genießen. Und wehe der verachteten Kleinen, wenn sie von Hunger getrieben oder aus Vergeßlichkeit nach einer gesottenen Kartoffel greift und dadurch, für die andern, alle übrigen „ungenießbar“ macht — welch' zornig Geschrei wird von den ältern Schwesterchen erhoben! Auch folgt dem Verbrechen die harte Züchtigung stets auf dem Fuße nach.

Eine Familie fahrenden Volkes hat an dem Mühlgäßchen, unweit von Frau Liese's Häuschen, ihr Zelt aufgeschlagen d. i. mit ihrem Zelttuch bedeckten Reisewagen Halt gemacht, um von dort aus das als wohlhabend bekannte Bauerndorf hausierend und bettelnd „abzuklopfen.“ Die spitznasige, hohläugige „Hauderer“-Mutter tritt bei Frau Liese ein und bittet um ein wenig Brennholz, wogegen sie irdenes Geschirr unentgeltlich zu heften sich anheischig macht. Dabei fällt ihr scharfer Blick auf die auf dem Boden kauernde häßliche Munggi. Das arme Kind! sagt sie mitleidig, und meint: Ihr müßt Sorge tragen, liebe Frau, daß der Gesichtsausschlag sich nicht auch ihren Augen mitteilt. Mit der Zeit, wann sich das Blut gereinigt hat, wird die Heilung von selbst eintreten. Gegen Kopfgrind aber will ich Euch eine Salbe bereiten, wie so vortrefflich kein gelernter hochmütiger Doktor sie Euch verschreiben könnt'.

Frau Liese nimmt das Anerbieten mit lauem Dank an, glaubt jedoch die Bemerkung beifügen zu müssen: Das beste für das Kind und für uns wäre wohl gewesen, wenn es an seiner vorjährigen schweren Krankheit hätte sterben können. Ist es doch ohnedies ein mißratenes Kreatürchen, sag' ich Euch. Schlägt halt seiner Großmutter, meiner seligen Schwieger nach, dasselbe unfreundliche, feindselige Wesen, das weder mit Worten noch durch Schläge auszutreiben ist. Ja, so oft ich mir die Kröte nur anseh', muß ich unwillkürlich an meine böse, unverschämte Schwieger

denken, vielleicht schon darum, weil das Kind, da sie noch lebte, ihr das liebste gewesen. . . .

Es ist die Hausiererin selbst, welche, von Mitleid ergriffen, dem armen jungen Mädchen das Haupthaar abschneidet, den wunden Schädel mit ihrer wunderheilkräftigen Salbe bestreicht und denselben mit einer in der Eile gefertigten Thrankappe einhüllt. Das Kind selbst, welches die herzlosen Worte ihrer Mutter anhören müssen und deren Sinn wohl auch verstanden hat, schluchzt in einem fort in sich hinein; seine Klagen laut werden zu lassen, wagt es ja schon längst nicht mehr.

Ein halbdutzend Jahre später.

Wir treffen Frau Liese noch immer in dem baufälligen elenden Häuschen am Mühlgäßchen, das Einzige, was aus dem Konkurse ihres sel. Mannes ihr und ihren Kindern zu Eigentum verblieben war.

Sie selbst hat sich wenig verändert, wenigstens zu ihrem Vorteile nicht; von ihrer einstigen Schönheit ist auch nicht eine Spur mehr zu erkennen.

Die Kinder dagegen, die Kinder!

Lieschen, das älteste der Mädchen, hat sich bereits zur blühenden Jungfrau entwickelt; sie geht in die nahe mechanische Stickerei arbeiten, gefolgt von ihrer nun ebenfalls der Schule entwachsenen Schwester Luzie, die ihr in der Fabrik Fädlerindienste leistet, und in welcher die Mutter Liese ihre eigene frühere Schönheit zu erkennen glaubt und auf sie nicht wenig stolz ist. Beide kommen, da sie sich täglich einen hübschen Batzen verdienen, sauber gekleidet, ja des Sonn- und Feiertages sogar ordentlich geputzt daher — Frau Liese thut es nicht anders, und den Mädchen selbst lugt die Hoffart bereits aus den glänzenden Augen und ihrem Gesamtauftreten heraus. Während die Munggi —

Zwar ist die Munggi von ihrem lästigen, entstellenden Kopf- und Gesichtsausschlage längst glücklich geheilt und zu einem kräftig

gebauten saubern Mädchen von etwa zehn Jahren herangewachsen, trotzdem aber der Aschenbrödel der Familie geblieben; weil alle sie als solche zu betrachten und zu behandeln von jeher gewöhnt sind; weil sie selbst mit Sanftmut und Geduld sich in ihr Loos ergeben hat, vermeinend, das müsse nun einmal so sein; weil ihr, im Gegensatz zu ihren Schwestern, die Fähigkeit des Schmeichelns und der Selbstbeschönigung nicht verliehen ist und sie daher ihrer in hohem Grade dafür empfänglichen Mutter nicht beizukommen weiß.

Mögen Pfarrer und Lehrer das Betragen der Munggi in Schule und Christenlehre, sowie ihre Lernbegierde noch so sehr rühmen, als eigentliches Vorbild für alle andern — ein einfältig dumm Ding ist's, aus welchem schwerlich je was rechtes werden wird! behauptet dagegen Mutter Liese. Man sehe nur, wie sie allzeit, so oft sie angesprochen wird, die Augen blöd' niederschlägt — sie wollte wohl sagen demütig — und jedermann scheu ausweicht; so was thut nur ein Dubel oder ein bös' Gewissen! urteilt sie. Da sind Lieschen und Luzie mit ihrem muntern Sang und geläufigen Zünglein ganz andere, aufgewecktere und erfreulichere Geschöpfe; die werden, wenn mal in's richtige Alter gekommen, Aufsehen und ihr Glück machen! meinte sie in ihrem mütterlichen Stolze und voller Eitelkeit.

Demgemäß war auch die unterschiedliche Behandlung, welche sie ihren Mädchen zu teil werden ließ: Die von den beiden ältern abgelegten Kleidungsstücke — mochten dieselben noch so abgetragen und schadhaft sein, für die dumme Munggi waren sie immer noch gut genug. Dagegen hatte letztere, trotz ihres zarten Alters, stets die unangenehmsten und schwersten häuslichen Arbeiten zu verrichten, sogar zur strengen Winterszeit aus dem verschneiten Wald Leseholz herbeizuholen, und zwar ohne sich einmal herzhaft dem Ofen nähern zu dürfen, um daran sich die erstarrten steifen Fingerchen zu wärmen. Dazu ihr elendes Nachtlager; wie oft fror sie auf dem harten Stroh und unter der dünnen rauhen Pferdedecke, welche von der Mutter Liese eines Morgens als herrenloses Gut von der Landstraße aufgehoben worden war, die schlimme Qual und

stand des Morgens müder auf, als sie sich abends hingelegt hatte. Und daß sie gleichwohl dabei gesund blieb und kräftig gedieh — war es nicht, als ob eine höhere Hand in besonders schützender Weise über das arme verschupfte Wesen waltete?

Fand sich ein Küchengeschirr zerbrochen, oder hatte das Kind, wie das jüngste der Mädchen fortwährend genannt wurde, etwas verübt, oder ging im Haushalte sonst etwas schief, stets wurde die Schuld auf die schuldlose Munggi geworfen, sie mußte von der Mutter die argen Scheltworte, mitunter auch schwere Züchtigungen, von ihren Schwestern allerhand Schmähungen aushalten. Und sie nahm alles stillschweigend hin; höchstens eine Thräne in ihren großen dunklen Augen verriet, wie weh ihr diese Ungerechtigkeiten thaten.

Sie hatte sich sehr wohlhabender Taufpaten zu erfreuen und das Glück, von denselben fortwährend mit reichen Neujahrsgeschenken bedacht zu werden. Ach, wie sehr wurde sie von ihren in diesem Punkte weniger glücklichen ältern Schwestern beneidet! Doch dabei blieb es nicht: bestanden jene Geschenke aus Geld, flugs schlug Mutter Liese, sobald der Überbringer sich aus dem Häuschen entfernt hatte, die Hand darüber, war es aber Kleiderstoff, ward derselbe ohne weiters von Lieschen oder Luzie in Beschlag genommen, und die Munggi hatte das leere Nachsehen.

Sie war daran gewöhnt worden, bei den spärlichen täglichen Mahlzeiten als die Erste Löffel und Gabel beiseite zu legen, damit die Andern sich satt essen konnten; zumeist aber geschah, daß, besonders wann einmal etwas besseres auf den Tisch gelangte, man ihr Teilchen herausgab, womit sie sich zu begnügen hatte, obgleich ihr hungriger Magen nach weit mehr verlangte.

Ja, nicht einmal die Benützung des gemeinsamen ordentlichen Kammes gönnte man ihr, vorgeblich des ekelhaften Kopfgrindes wegen, von welchem sie doch schon seit Jahren gründlich geheilt war, so daß sie sich für ihr üppig nachgewachsenes schwarzglänzendes Kraushaar des weggeworfenen lückenhaften Dinges bedienen mußte, den sie einmal, aus der Schule kommend, bei des Lindenwirts Kehrichthaufen aufgefunden hatte.

So oft die beiden ältern Schwestern von der Fabrik ihren „Zahltag“ erhielten, pflegten sie mit stolzer Miene die glänzenden Silberlinge der Mutter auf den Tisch hinzuzählen eines nach dem andern, und unterließen es nie, voller Hohn und Geringschätzung auszurufen: Heda, Munggi, zeig' nun deinen Verdienst auch her, du Umsonstesserin! — Und doch hätte jene mit Fug und Recht von sich sagen können: Ich? Ich hab' der Mutter beim Pflanzen und im Haushalt redlich ausgeholfen, von früh bis spät; ja trotz meiner großen Jugend den Großteil jener Arbeiten auf mich allein nehmen müssen; und die Masse Ähren, die ich barfuß und im Sonnenbrand auf den Stoppelfeldern Euch aufgelesen, als die fleißigste des ganzen Dorfes! Und keinen Dank dafür erhalten, wohl aber zumeist den Vorwurf: Du hättest wohl noch mehr thun können!

Doch sie war von ihrer frühesten Kindheit auf daran gewöhnt, zu dulden und zu schweigen. In ihrer angebornen Demut glaubte sie sogar, das alles müsse so sein, und sie selbst sei wirklich das unnütze Glied der Familie, als welches sie von dieser gehalten wurde.

Wahre Festtage bildeten für unsere arme Munggi diejenigen, an welchen sie zu ihrem Paten, dem reichen Bodenmattbauer, in die Kartoffelernte geschickt wurde. Ach, die kräftige Morgensuppe nebst Milch und Brod zur Genüge, der herrliche Mittagstisch mit Speck oder Klößen und wohlschmeckendem Gemüse in Hülle und Fülle, als Zwischenkost süße Äpfel und saftige Birnen ungezählt, das Stück Rahmwähen, welches ihr von der dicken Bodenmattbäuerin zugesteckt wurde — o das Leben im Bodenmatthause! Noch weit mehr aber galt ihr das Lob, welches ihr seitens ihres Götti, dem Bodenmattbauer selbst, über ihren großen Fleiß und die unvergleichliche Behendigkeit im Kartoffelauflesen offen gespendet wurde, wie wohl that dies ihrem jungen Herzen!

Ihr schmales Gesichtchen, die magern Ärmchen und nackten Füße waren von der Sonne tief gebräunt — weshalb sie von ihren Schwestern Fabrikmädchen spöttisch die häßliche Brambel genannt wurde —, ihre Hände von dem harten Arbeiten rauh und schwielig,

anzufühlen gleich eichene Rinde. Sie war so notdürftig gekleidet selbst zur rauhen Winterszeit. Und als sie eines Tages, da die kalte Bise ihr durch Mark und Knochen drang, von einem Gang nach dem Städtchen zurückkehrte, wohin sie von Schwester Lieschen einer neuen Hutfeder wegen geschickt worden, wurde sie von einer heftigen Lungenentzündung befallen. Die Nachbarsleute meinten: Sie wird kaum mehr aufkommen. Nun, ihr, dem maßlos verachteten und verschupften armen Kinde, geschieht damit wohl!

Doch sie genas, genas wider alles Verhoffen, und trotzdem ihr als Arznei bloß frisches Brunnwasser gereicht wurde.

Die beiden ältern Schwestern rümpften ihre hochmütigen Stumpfnäschen und meinten: Uns zuleid muß sie dableiben!

Besonders war es das maßlos hoffärtige Lieschen, welchem die „dumme, häßliche“ Munggi sehr im Wege stand. Denn sie hatte mit ihren siebzehn Jahren bereits einen Schatz gefunden in Gestalt eines seit Monaten im Dorfe weilenden, schmucken Schreinergesellen. Und so oft derselbe sie abends besuchte — es geschah dies eigentlich jeden Abend — befahl sie der auf der warmen Ofenbank kauernden, auf der Genesung Begriffenen: Pack' dich zu Bett', Munggi, mag dich nicht mehr sehen! — Nicht einmal das bischen Ofenwärme wurde der Ärmsten, erbärmlich Abgemagerten gegönnt. Zu Bette — als ob das elende Lager jene Bezeichnung verdiente!

Die warmen Strümpfe, die die Munggi gestrickt und zu welchen die Wolle ihr von der mitleidigen Gotte geschenkt worden — Lieschen trug sie an ihren Beinen, hatte dieselben für sich anektiert. — Glich das nicht, unter den obwaltenden Umständen, einem Verbrechen? Es sollte sich rächen. Der hübsche Schreinergeselle wanderte fort, das liebesüchtige junge Mädchen war in Verzweiflung, fühlte sich namenlos unglücklich. Das einfältige dumme Bauernnest war ihr auf einmal schrecklich verleidet, nach der Stadt zog es sie hin, nach einer großen Stadt, wo Bildung und Wohlleben herrscht und Jugend und Schönheit zur rechten Geltung, zu Fortüne — das Fremdwort hatte sie von ihrem ungetreuen

Geliebten aufgeschnappt — gelangen konnten. Und mochte Mutter Liese noch so sehr schelten und dagegen eifrig protestieren, Lieschen führte ihr Vorhaben dennoch aus, ließ sich bei einer Agentur als angehende Kellnerin engagieren, vergaß bei ihrer Abreise auch nicht, Munggi's neue Nastücher, ebenfalls ein Patengeschenk, hurtig in ihren Bündel zu packen. Die Mutter, deren Zorn namentlich darin seinen Grund hatte, weil mit dem Fortgehen ihrer ältesten Tochter der Verdienst im Hause sich verringerte, schrie jener verwünschend nach: „Ja, geh' du nur, du ungeratenes Ding, komm' mir nicht wieder unter die Augen!"

Wiederum drei Jahre später.

In dem Häuschen am Mühlgäßlein hatten dieselben abermals bemerkenswerte Veränderungen gebracht.

Kätherli, das „Kind", war nun ebenfalls der Schule entwachsen und folgte ihrer Schwester Luzie in die nahe Fabrik. Während Munggi taglöhnen ging, die Munggi, fast nicht mehr zu erkennen, so groß und hübsch war sie trotz all' den Entbehrungen und Unbilden, die sie in frühern Tagen zu erleiden gehabt, heran gediehen, einem blühenden Wildrosenstrauche vergleichbar, aus neidischer Dornhecke emporgewachsen.

Die Leute sagten: dies, die auffällige vorteilhafte Entwickelung der Munggi, hat hauptsächlich der anerkannt gute Tisch des Bodenmattbauern bewirkt, bei welchem sie als angehendes Werkmädchen arbeiten geht fast jeden Tag, und nebenbei in der frühesten Morgen- und späten Abendstunde ihrer mehr und mehr dahinkränkelnden Mutter noch den Haushalt und den Pflanzgarten besorgt auf wahrhaft unermüdliche Weise. Ja, was wollte die Hochmattliese ohne diese ehedem so grausam verachtete Tochter nun anfangen, wie sich ausbringen, da die Luzie ihren Verdienst hauptsächlich für ihre übertriebene Hoffart verwendet, und derjenige jung Kätherli's noch wenig in Betracht kommen kann!

Und die ältere der Schwestern, schön Lieschen? Diese war wirklich Kellnerin geworden, und ihre Löhnung mußte eine sehr

bedeutende sein. Denn als sie nach Jahr und Tag wieder einmal zu Hause eintraf zu kurzem Besuch, da war sie in ihrem langen rauschenden Modekleid, in den zierlichen Glanzstiefelchen, mit dem Hutschleier und dem buntseidenen Sonnenschirmchen anzusehen wie eine vornehme Stadtdame, deren feine Manieren sie sich ebenfalls angeeignet zu haben schien. Und wie sie Tags darauf, beim Gang nach der Kirche, so hoffärtig ränggelte und stolz that, und dadurch den Neid, Spott und Ärger sämtlicher Dorfmädchen herausforderte! Hatte jedoch Mutter Liese von dieser ihrer vornehmen Tochter ein ansehnliches Geschenk erwartet, am liebsten in Gestalt von klingender Münze — ein wohlfeiles Halstüchlein, nebst einem angebissenen Butterbrödchen, wie solche auf den Bahnhöfen feilgeboten werden, war alles, so sie erhielt, Luzie und Kätherli ein Dütchen Konfekt, die Munggi gar nichts, als große erstaunte Augen, welche ihrer überraschenden körperlichen Entfaltung galten, die selbe weder zu begreifen noch zu billigen schienen.

Doch nein; für Schwester Luzie hatte sie noch ein ferneres besonderes Geschenk mitgebracht, eine Anzahl verknitterter, befleckter und mit buntbemalten Umschlägen versehene Druckhefte. Das mußt Du lesen, sagte sie — o die herrliche Romangeschichte, Du wirst staunen! rief sie. O auf dem Lande ist man so unwissend und einfältig, das wirst Du erst einsehen, wann Du diese herrlichen Sachen gelesen! Weißt Du, die hab ich von meinem Henri geliehen bekommen, der Portier ist im „Pfauen". Und einen Herrn haben wir seit Wochen in unserm Hotel logieren, ein gar vornehmer und galanter Herr aus dem mittäglichen Südfrankreich, der mir ordentlich den Hof macht; und nebst den vielen reichen Trinkgeldern mir — siehst Du? — diese glitzernde, goldene Brosche geschenkt hat! fügte sie mit stolzem selbstgefälligem Lächeln hinzu. . . .

Lieschen war, nachdem sie während Munggi's Abwesenheit deren Kleiderschränklein ein neues währschaftes Hemd entnommen und mit ihrem eigenen sehr defekten vertauscht hatte, wieder abgereist. Mutter Liese meinte verdrossen: Nein, solche Besuche kann sie schon unterlassen. So mit leeren Händen zu kommen — sie sollte sich billig schämen — nicht wahr, Luzie?

Das junge Mädchen hörte jene Worte nur noch mit halbem Ohr, so tief war es bereits in das Lesen der „herrlichen" Romangeschichte vertieft; sie las immerfort, nachdem die Mutter längst zur Ruhe gegangen und die Munggi sogar ihren Strumpf, welchen sie Mittags begonnen, fertig gestrickt hatte, las, bis das Lämplein mangels an Nahrung zu verlöschen drohte. Und im Traume noch beschäftigte ihr empfänglicher lebhafter Geist sich mit dem Helden der Geschichte: Sie sah den ebenso verwegenen als bildschönen Prinzen Carlo leibhaftig vor sich, sie selbst war ja die junge Gräfin Bella. Er hatte sie in ihrem lauschigen Gartenhäuschen überrascht, sich ihr zu Füßen geworfen; er bedeckte ihre Hände mit feurigen Küssen, gestand ihr seine Liebe, beschwor sie — ach mit solch' zärtlichen flehenden Worten, ihm Erhörung zu gewähren. Und als sie, nachdem sie den ersten süßen Schreck überwunden, ihn mit der traurigen Thatsache bekannt machte, daß sie bereits, nach dem Willen ihres gestrengen grausamen Vaters, die Braut eines andern, des reichen finstern Grafen Silvanelli geworden, da schwur er — nein, zum Schwure kam es nicht, denn bereits nahten sich auf dem Gartenkiese schwere männliche Tritte — der Vater samt dem Bräutigam. Der Prinz floh mit einem kühnen Satze über die drei Meter hohe Gartenmauer auf und davon. Die folgende Nacht jedoch wird sie gewaltsam entführt, auf schnellem Rosse, im Arm des Prinzen, und umgeben von einer Schar bis an die Zähne bewaffneter, treu ergebener Reiter, geht's im Fluge über blühende nächtliche Gefilde, quer durch den reißenden Fluß, in's Gebirg hinauf, in's entlegene, fürstlich eingerichtete Waldschloß. Darauf folgten in stillster Zurückgezogenheit und Verborgenheit Tage voller Wonne und Liebesseligkeit. Doch schon waren die bedungenen Späher ihr auf der Spur und die Polizeisoldaten, mit dem wütenden Grafen Silvanelli an der Spitze, zu nächtlicher Stunde bis an die Pforte des Waldschlößleins vorgedrungen — die schläfrige Wache wird überrumpelt, der sich ihnen entgegenstellende Prinz niedergestochen, und seine Geliebte selbst, trotz ihres Flehens und Sträubens, von rauhen Armen ergriffen, in's Vaterhaus zurückgeschleppt und vom

Priester dem finstern Grafen angetraut. . . . Aber noch lebte der schöne Prinz, der Mordstahl hatte ihn nicht tödlich getroffen, und auf's neue brütete er kühne Pläne aus zur Wiedergewinnung seiner Geliebten um jeden Preis — — just im selbigen Momente, da Luzie's Lämpchen erloschen war und ihr, zu ihrem großen Leidwesen, das Weiterlesen verunmöglicht hatte. . . .

Und des folgenden Morgens, auf seinem lässigen Gang nach der Fabrik, dachte das junge Mädchen, indem es sich das Gelesene nochmals lebhaft in's Gedächtnis zurückrief: O wie sehr hat Lieschen Recht, wie unwissend ist man doch auf dem Lande, wie trocken und reizlos das Leben im Bauerndorfe, sogar das Liebesleben!

Denn auch sie, die kaum Achtzehnjährige, besaß bereits ihren „Schatz“ in der Person des Nachtwächters Ruedi; dieser aber, von Beruf Holzhacker, mochte er ein noch so doller, braver und arbeitsamer Bursche sein, wann er abends in's Kiltstübchen kam, wußte er nichts Gescheidteres zu thun, als seine müden langen Beine behaglich auszustrecken, stinkenden Tabak zu rauchen, etwa über Wind und Wetter, vom Holzfällen- und Beigen zu schwatzen und über magere Dorfneuigkeiten zu berichten, und etwa dann und wann verliebt zu blinzeln. Schwärmerische, herrliche Liebesworte, wie der schöne Prinz Carlo zu seiner Bella gesprochen, wollten ihm, dem Ruedi weder in den Sinn kommen, noch würden sie ihm jemals gelingen; von einer romantischen gewaltsamen Entführung und dafür sein Leben einzusetzen gänzlich zu schweigen! Ja, nicht einmal zu einem herzhaften Schmätzchen besaß er den Mut, oder aber fehlte ihm die Kenntnis von solchen süßen Dingen, dachte sie. Doch was konnte man von einem Bauernburschen mehr erwarten? So sind sie ja alle, schrecklich einfältige, grobhölzerne und stabelige Gesellen ohne Ausnahme. Ach, seufzte sie, da ist das Leben in den Städten, unter gebildeten Leuten, ein ganz anderes, angenehmeres und reizvolleres, man braucht nur Lieschen erzählen zu hören, oder gar diese herrlichen Romangeschichten zu lesen! . . .

Und sie las mit Begier weiter, die sämtlichen buntfarbenen Hefte zu Ende, nahm dieselben sogar nachts auf ihr Kämmerlein, setzte beim schwachen fahlen Lichte des Nachtlämpleins die höchst spannende Lektüre fort, bis sie die Augen schmerzten; las, wie es dem als Mönch verkleideten Prinzen Carlo gelang, sich Eintritt in den Palast seines Erzfeindes, des finstern Grafen, zu verschaffen und Bella zur ebenso schlau als kühn erdachten Flucht zu bewegen — o die zärtlichen schmachtenden Reden, die dabei ausgetauscht wurden! Er entführte sie zum zweitenmale, der Graf Ehemann setzt in wütender Verfolgung nach, und es gelingt ihm, das flüchtige Pärchen, welches vor lauter Liebesseligkeit die notwendige Vorsicht einen Moment außer Acht gelassen, einzuholen und zu überraschen — ein rasender Zweikampf erfolgt, diesmal ist's der Graf, welcher durch und durch gestochen wird — die vor Angst und Schrecken in Ohnmacht gefallene junge Gräfin wird von dem Prinzen auf's schnelle Roß gehoben, in den Armen hält er die zum zweitenmale eroberte Geliebte, sprengt mit verhängten Zügeln davon in das im wilden Sabinergebirge liegende sichere Versteck — gerettet, geborgen! . . . Ach, wie hatte Luziens Herz vor lauter Angst und Besorgnis für den schönen Prinzen, für die arme Bella heftig gepocht! . . . Aber auch der grausame finstere Graf war nicht tot, sondern erholte sich im siebzehnten Hefte bereits wieder zu nochmaliger rachedürstender, wütender Verfolgung. Wie schade, daß das die Fortsetzung enthaltende achtzehnte Heft fehlte — gleich schrieb Luzie an Schwester Lieschen ein „sehr pressantes" [illegible]lein, um das Fehlende nachzuverlangen. . . .

Zugleich auch war ihr Entschluß gefaßt. Zwar hatte ihr Anbeter Nachtwächterruedi sich aus seinen Ersparnissen soeben ein eigen Häuschen gekauft, und galt er selbst als ein Muster von Tugend und Arbeitsamkeit. Gleichwohl konnte der „trockene, einfältige" Mensch dem empfindsamen jungen Mädchen, das mittelst der „herrlichen" Romanlitteratur einen Einblick in das Leben der „gebildeten" höhern Menschenklassen gewonnen, nicht mehr genügen. Nein, lieber dem hübschen schwarzlockigen Malergehilfen, der in

dem nahen Kreisstädtchen in Kondition stand, Gehör schenken. Sie hatte dessen Bekanntschaft einstmals auf dem Tanzboden gemacht — o wie leicht und gewandt er tanzte! — und seitdem waren sie sich wieder mehrmals begegnet, seine Absicht, sich ihr zu nähern, lag offen zu Tage. Er war aus Köllen am Rhein gebürtig, ein Bürschchen voller Gewandtheit, Höflichkeit und Manieren. O wie fein und gebildet er schwatzen und sich zärtlich umthun konnte! Und seine große Belesenheit, besaß er doch ebenfalls eine Menge Berliner Romanhefte, welche noch weit abenteuerlichere Räuber- und Liebesgeschichten enthielten, als die von Lieschen geliehenen. Und empfand Luzie anfänglich beim Lesen und namentlich beim Beschauen der Bilder, zumal, wann der junge Maler ihr dabei über die Schulter blickte und so seltsam „spaßig" kicherte, ein schamhaftes Erröten — nach und nach stumpfte sich auch jenes einfältige kindische Gefühl, wie es von dem Maler spöttisch genannt wurde, mehr und mehr ab; das junge Mädchen gewöhnte sich an diese Erzählungen und Bilder, sog das Gift ein mit gierigen Zügen, gewann den neuen Schatz immer wie lieber.

Wohl warnte die kränkelnde Mutter ziemlich ernsthaft: Nimm Dich in Acht, Mädchen, vor diesem fremden Gesellen! Die Luzie warf hochmütig den Kopf auf und dachte spöttisch — ja sagte es fast überlaut: So gut, wie Du es mit Deinem reichen Bauernsohn getroffen hast, treff' ich's auf alle Fälle auch!

Und der verschmähte Ruedi? Was half es dem verratenen braven Burschen, daß er seinem Nebenbuhler zu nächtlicher Stunde auflauerte und ihn zornig durchprügelte? Das junge Mädchen wollte gleichwohl nicht mehr von demselben lassen. Und sobald der „Schmierfink", wie Ruedi ihn verächtlich nannte, wieder hergestellt war, setzte er seine unterbrochenen Besuche in dem Häuschen am Mühlbach neuerdings fort, nur geschah dies vorsichtshalber bei Tage. Oder gaben er und Luzie sich Stelldichein auf offnem Felde, gingen zusammen spazieren in Busch und Wald, wobei sie selbst sich als eine Romanheldin und der Pinseler an ihrer Seite vor ihrer durch die genossene Romanlitteratur überreizten

Phantasie sich in den schönen verwegenen Carlo oder in den verliebten Räuberhauptmann Grimaldini verwandelte. Sie schaute stets so schwärmerisch und träumerisch d'rein, und die Munggi hörte sie oft im Schlafe laut sprechen, seltsames unverständliches Zeug schwatzen. In der Stickereifabrik wurde sie ihrer zunehmenden Lässigkeit wegen mehrmals scharf getadelt und sogar gebüßt; ihre Gedanken weilten eben nicht mehr bei der Arbeit, sondern ganz anderswo. . . .

Indessen rückte die Jahreszeit heran, da Waldspaziergänge nicht mehr zu den Annehmlichkeiten gehörten, selbst nicht zu Zweien und mit der großen schwärmerischen Verliebtheit im Herzen. Und mit den Wandervögeln zog auch der außer Beschäftigung gesetzte Malergehilfe von dannen, plötzlich und ohne von seiner Luzie Abschied genommen zu haben. Darüber geriet das junge Mädchen in helle Verzweiflung. Keine Beruhigungs- und Trostversuche wollten verfangen. Sie lief zum Malermeister, bei welchem ihr Geliebter in Arbeit gestanden, sie erkundigte sich auf dem Polizeibureau nach dem Reiseziel, so in's Wanderbuch eingetragen worden — dasselbe lautete auf eine große Grenzstadt am Rhein. . . .

Die Luzie trug ihren Verzweiflungsschmerz so offen zu Tage, daß davon, sowie von ihrem Mißgeschicke, in allen Kiltstuben gesprochen wurde, teils voller Mitleid, teils voller Spott und Schadenfreude.

Das Geschwätz wollte sich nimmer legen. Eines Morgens hieß es sogar — und die Kunde lief von Mund zu Munde: Wißt Ihr's schon? Die Luzie ist diese Nacht, ohne weder ihrer Mutter noch sonst jemanden davon Kenntnis zu geben, und mit Mitnahme von bloß ihren bessern Kleidungsstücken, auf und davon gegangen. Wohin, weiß niemand zu sagen, wahrscheinlich ihrem Schatze nach, so meint auch Mutter Liese, welche abwechselnd weint und wüste zornige Verwünschungen ausstößt, nicht bedenkend, daß sie das Mädchen nicht besser erzogen hat; die alternde gebrochene Frau wird darob noch kränker werden, kaum daß sie täglich

auf ein Stündchen das Bett zu verlassen vermag, von Arbeiten nicht mehr die Rede sein kann.

Zum Überfluß hatte jung Kätherli's Augenübel, an welchem es von jeher zu leiden gehabt, sich infolge einer begangenen Unvorsichtigkeit sehr bedenklich verschlimmert, so daß der Fabrikbesuch für einstweilen eingestellt werden und kostspielige ärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden mußte.

So lasteten denn auf einmal die sämtlichen schweren Haushaltungssorgen auf den Schultern Munggi's, des kaum neunzehnjährigen Mädchens.

Auch bei kältester Witterung ging sie tagtäglich zu Götti-Bodenmättlers, Getreide zu dreschen, um nachts dann, nach Hause zurückgekehrt, mit flinker Hand die rückständigen Küchenarbeiten zu besorgen, für den kommenden Tag die Speisen — einfache genug — zu rüsten, für reiche Leute um geringen Lohn Strümpfe zu stricken, nebenbei noch der kranken Mutter zu warten und mit bewunderungswürdiger Geduld deren Klagen und launenhafte Ergüsse anzuhören, zumeist bis über Mitternacht hinaus, dürftig gekleidet und in schlechtgeheiztem Wohnstübchen; ohne dafür irgend welchen Dank, ja nicht einmal die leiseste Anerkennung zu ernten.

War es nicht zum Erstaunen, daß das junge Mädchen all' diese Mühen und Beschwerden ohne selbst auch krank zu werden, zu ertragen vermochte? daß sie ihrer schweren Bürde nicht überdrüssig wurde, sondern dieselbe mit frommer kindlicher Ergebenheit weiter schleppte?

Auch fehlte es nicht an Leuten, welche sie aufzuwiegeln versuchten: Siehst Du denn nicht, Munggi, wie die andern erwachsenen Dorfmädchen sonder Unterschied des Sonn- und Feiertags zum Tanze gehen oder sonst sich der Freude und der Kurzweil hingeben? Bist Du nicht eine Närrin, allzeit in dem entlegenen Häuschen Trübsal zu blasen oder gar noch, wie verlautet, nach dem Kirchgang Dich hurtig umzukleiden und allerhand häusliche Arbeiten zu verrichten? — Andere gab es, welche ihr geradezu rieten: Haben Deine beiden ältern Schwestern sich fort-

begeben, um in der weiten Welt draußen ein sorglos lustig Leben zu führen — ei, wie solltest Du dazu nicht auch das Recht haben? Wer könnte es Dir verdenken, nach all' dem, so Du für euern Haushalt bereits geleistet und erduldet? Oder willst Du für alle Zeit die Lasteselin bleiben? . . . O, der Docht, hieß es, das einfältige Geschöpf! Läßt einen nicht einmal ausreden, sondern geht kopfschüttelnd von dannen, sich wieder vor den schweren Lastkarren zu spannen, als ob sie, sie allein von allen vier Kindern, dazu verpflichtet wäre! Nun, wenn sie durchaus so dumm sein will — es geschieht ihr schon Recht, mich kann sie nimmer dauern! . . .

Oftmals sagte Mutter Liese zu ihrer Tochter Munggi, sagte es in klagendem, vorwurfsvollem Tone: Nicht einen einzigen Werktag willst Du zu Haus' bleiben, damit mir mal die richtige Pfleg' werde, welche das Kind (so nannte sie stetsfort, trotz deren vierzehn Jahren, ihre jüngste) mir doch nicht zu leisten vermag! O ich seh' wohl, wie Du es mit mir meinst! — Und willfahrte ihr die Munggi und setzte die Arbeit beim Bauer aus, hieß es gleich: Wer verdient nun 'was? Wo sollen wir nun das Geld für Brod und Milch hernehmen? Du, Munggi, scheinst Dich wenig darum zu kümmern! . . . In dem Maße wie ihre körperlichen Gebrechen, nahm auch ihre Wunderlichkeit zu, fast nicht mehr zum Aushalten. Doch ja, die Munggi hielt es aus, widersprach mit keiner Silbe, fuhr geduldig fort, für ihre arme Mutter jegliches Opfer zu bringen.

Obgleich sie seitens ihrer beiden ältern Schwestern zeitlebens nichts als Verachtung, Zurücksetzung und Beleidigungen erfahren — seitdem die Luzie sich von Hause fortbegeben und es trotz allen Nachforschungen nicht gelingen wollte, deren Aufenthalt zu erfahren, verging kein Tag und beinahe keine Stunde, ohne daß die Munggi ihrer voller Wehmut gedachte und sie in ihr fromm Gebet einschloß. Ja, manchmal konnte sie über das ungewisse Los des unerfahrenen leichtfertigen Mädchens heimliche Kummerthränen vergießen. Wo mochte sie sich wohl aufhalten, welches Leben führen?

Und Lieschen? Seit Jahr und Tag hatte sie nichts mehr

von sich hören lassen; bloß einige fast unleserliche Zeilen, worin sie, auf Munggi's dringendes schriftliches Anfragen die kurze Mitteilung machte, daß die Luzie sich nicht bei ihr gezeigt habe und ihr von deren Verweilen nichts bekannt sei.

Das Weihnachtsfest ging vorüber, und auch der Jahreswechsel vollzog sich, ohne daß Lieschen den Ihrigen den bestimmt erwarteten Besuch abstattete oder wenigstens eine Nachricht von sich gab. Und doch hatte Mutter Liese's Zustand sich in letzter Zeit sehr bedenklich verschlimmert. Die Munggi glaubte ihrer Schwester davon brieflich Kenntnis geben zu müssen mit der dringenden Bitte, doch ja nach Hause, zu der armen Kranken zu kommen. Und wie lautete die Antwort: Es thut mir leid, aber just nächster Tage werden die Herren Studenten bei uns einen großen Kumärz (Commers) abhalten und da muß ich notwendig servieren. Später dann, etwa in einer Woche...

Allein die Mutter wartete den Besuch nicht länger ab, trat vielmehr selbst die große Reise an in's unbekannte Jenseits, in die endlose Ewigkeit. Ein Stickfluß hatte ihrem schwachen Leben ein schnelles Ende bereitet.

Bei der Begräbnis schritt — nein, sagen wir richtiger — trippelte die älteste Tochter der Verstorbenen dem weiblichen Teile der Leidtragenden voraus. Und während der Munggi die Wehmutsthränen unaufhaltsam über die Wangen herabliefen — auch Lieschen preßte ihr feines weißes Taschentüchlein fleißig vor die Augen, vergaß jedoch dabei nicht, dann und wann nach rechts und links zu schielen, um sich zu überzeugen, ob ihre vornehme Erscheinung von den Leuten auch richtig bemerkt und angestaunt werde, sowie im Gehen mit dem Köpfchen hoffärtig zu ränggeln.

Nach Landesgebrauch bereitete die Munggi für die nächsten Anverwandten ein einfaches Leichenmahl. Doch als die Bodenmattbäuerin an Lieschen die Mahnung richtete: Hoffentlich wirst Du dem armen Mädchen an die vielen Unkosten, wie recht und billig, etwas beitragen — wie solltest Du nicht bei Deiner prächtigen Löhnung! Da antwortete die Hoffärtige, Feine ausweichend: „Jetzt nicht — später dann... Mein neuer Wintermantel samt

Pelzwerk haben mich so viel Geld gekostet. . ." Eine Stunde darauf reiste sie, mit einem vornehmen kurzen Adieu sich verabschiedend, wieder ab.

Die reiche mitleidige Bodenmattbäuerin jedoch reichte der neuerdings in Thränen ausbrechenden Munggi ein Röllchen Fünffrankenthaler mit den Worten: Hier das Trinkgeld, das ich Dir für Dein vieljähriges treues Werken in unserm Hause längst schulde. Bezahl' damit die Doktor- und andere Rechnungen. Mein Mann wird im Gemeinderat dahin wirken, daß die kleine Hinterlassenschaft Deiner sel. Mutter verkauft und jung Kätherli in eine Augenheilanstalt verbracht werde. Du aber trittst bei mir vollends als Küchen- und Hausmagd ein, Du thust mir damit einen großen Gefallen, und es soll Dein Schaden nicht sein, zähl drauf!

Die Hochmattliese hatte übrigens gut daran gethan zu sterben, just zu jenem Zeitpunkte zu sterben. Denn kaum war ihr Leib der Erde übergeben und hatten die letzten Gäste das Trauerhäuschen verlassen, als der Gemeindepräsident darin erschien mit einem amtlichen Schreiben in der Hand, worin, von der Polizeibehörde des elsässischen Städtchens X. kommend, die schreckliche Meldung stand, daß aus dem Rheine der Leichnam einer jungen Frauensperson gelandet worden — die Beschreibung, sowie die andern Angaben stimmten leider nur zu sehr: kein Zweifel mehr, es war die arme Luzie, welche, auf der nutzlosen Verfolgung ihres Geliebten begriffen, sich aus Irrsinn und Verzweiflung in's Wasser gestürzt hatte.

Das Gift, so das junge leichtsinnige Mädchen aus der schlechten Romanlitteratur gesogen, hatte seine Früchte gezeitigt, der kurze Liebesroman selbst einen jähen sehr traurigen Abschluß gefunden. . .

Mit jenem Tage, da die Munggi als Küchenmagd in's Bodenmattbauernhaus übergesiedelt, war das Leben des jungen Mädchens in eine völlig neue Phase getreten. Hier brauchte sie beim

Rüsten und Kochen nicht mehr, wie früher in dem armen Häuschen, ängstlich zu sparen; hier zeigten sich Vorräte an Rauchfleisch, Schmalz, Butter, Mehl und Gemüsen aller Art, der wahrhaft erstaunliche Überfluß. Dazu die geräumige helle Küche, die weite wohlgeheizte Wohnstube, das freundliche Schlafkämmerlein mit dem warmen weichen Flaumbette, in welchem sich, von Sorgen und Kümmernissen frei, so wohlig und ungestört ruhen ließ die ganze Nacht.

Dazu, nach bäuerischen Begriffen, die hohe Löhnung...

Nachdem die Munggi ihr erstes Monatsguthaben ausbezahlt erhalten, beeilte sie sich, auf das Grab ihrer Mutter einen hübschen Leichenstein nebst Einfassung setzen, sowie für die Seelenruhe ihrer armen Schwester Luzie eine hl. Messe lesen zu lassen.

Die Bodenmattbäuerin schalt: Wann wirst Du endlich auch an Dich selbst denken lernen, Du einfältiges Mädchen! Lug Dir Dein fadenscheinig und viel zu klein gewordenes Sonntagskleid an, welches anzuziehen ein Bettelmädchen Bedenken tragen würde. Nein, so laß ich Dich nicht länger gehen, ich selbst müßte mich ja schämen! — Trotz ihrer großen Schwerfälligkeit verfügte sie selbst sich zum Krämer, um für ihr Dienstmädchen hübschen Wollstoff zu einem neuen Anzuge zu kaufen, hieß die Schneiderin auf die Störe kommen. Und als die Munggi in dem neuen langen Kleide das erste Mal zur Kirche ging, wagte sie vor lauter Verschämtheit nicht die Augen aufzuschlagen. Die Leute aber äußerten sich voller Erstaunen: Sie ist kaum mehr zu erkennen! Aus dem ehedem so struppigen häßlichen Kinde, der Brambel, ist ja fast auf einmal ein gar stattliches und hübsches Mädchen geworden mit Haarzopfen so mächtig und glänzend schwarz, wie selten zu sehen!

Einige meinten: Schade, bei ihrer Hübschheit und Anschicklichkeit, daß sie so dubelig[1]) ist und einfältig!

Während andere, besonders solche, welche ebenfalls im Bodenmatthause arbeiteten und daher die Munggi näher kennen wollten, eifrig erwiderten: Dumm und einfältig ist sie gar nicht.

---

[1]) geistesbeschränkt.

kann Euch, wenn sie zu jemand Vertrauen, niemand zu scheuen hat, recht munter und sehr verständig schwatzen über häusliche und andere Dinge, zum Verwundern! Und seitdem sie im Bodenmatthause ist und aller Sorgen und Quälereien los, versucht sie sogar bei ihren Küchenarbeiten dann und wann auch ein Liedlein zu summen. Freilich kommen ihr alsdann gleich wieder die Gedanken an das traurige schreckliche End ihrer Schwester Luzie. Auch daß Lieschen so leichtfertig und hochmütig geworden, macht ihr viel Kummer und Leid. Sie ist so weichen und frommen Gemütes, man sollt's, nach alledem, was sie hat ausstehen müssen, kaum glauben!

Die Dorfburschen, welche zuvor über sie gespottet und sie arg mißachtet hatten, begannen des Bodenmättlers junge Hausmagd ebenfalls mit ganz andern Augen zu betrachten. Einige versuchten sich ihr bereits auf mehr als freundschaftliche Weise zu nähern. Doch wollte es keinem von ihnen gelingen, die Munggi wich ihnen scheu aus, und achtete nicht ihrer scherzhaften oder zärtlichen Worte. Und es wurde bekannt, daß des Haubenseppli's Dolf, als derselbe zu spätnächtlicher Stunde an ihr Kammerfensterchen pochen ging, von Hans, des Bodenmättlers stattlichem Roßknecht, grausam durchgeprügelt worden, weil dieser selbst auch in die stille hübsche Munggi verschossen sei, freilich ohne von ihr dazu die geringste Aufmunterung zu erfahren.

Auf den außergewöhnlich trockenen Sommer folgte ein nasser Herbst, folgte der frühzeitige ungastliche Winter. Eines Morgens empfing die Munggi vom Postboten einen Brief. Und nachdem sie denselben gelesen, nämlich die elend geschriebenen Zeilen mit vieler Mühe entziffert hatte, zeigte sie sich den ganzen Tag über sehr nachdenklich und zerstreut, seufzte oftmals traurig in sich hinein. Abends aber, als sie sich mit der Bäuerin allein befand, sagte sie: Gotte — sie nannte sie so, weil der Bauer ihr Taufpate war und auch aus besonderer Verehrung und Dankbarkeit — ich hätte eine Bitte an Euch. . . . Meine Schwester Lieschen ist so unglücklich . . . zwei Wochen arg krank gewesen, und hat deswegen

aus dem Dienst treten müssen. Sie schreibt mir, ich möchte ihr etwas Geld schicken....

Da begehrte jedoch die Bäuerin gewaltig auf: Wie, von Deiner geringen Löhnung, die Du Dir so hart hast verdienen müssen, willst Du der hoffärtigen, hochmütigen Mamsell Geld überschicken? Was hat sie denn die vielen Jahre über mit ihrem eigenen hohen Dienstlohn und den gerühmten Trinkgeldern gethan? Alles dem übertriebenen Kleiderstaat geopfert, vertändelt und verschleckt? Nein, draus wird nichts, sag' ich Dir, nicht den Rappen soll sie von Dir armem Mädchen kriegen, ich will schon davor sein, ja wohl!

Doch die Munggi mit ihrem mitleidsvollen Herzen setzte es heimlich dennoch durch, wendete sich hinter dem Rücken ihrer Herrin an den gutmütigen Götti selbst, und dieser konnte ihr ja nichts abschlagen....

Der Winter erzeigte sich diesmal als ein ungewöhnlich garstiger und rauher. Das bekamen namentlich alte und schwächliche Leute zu fühlen. Darunter auch die Bodenmattbäuerin. Anfänglich nannte man es die herrschende Sucht, später wurde der Fall von dem herbeigerufenen Arzte als Lungenkatarrh, schließlich die zunehmende Krankheit als gefährliche Lungenentzündung erkannt. Die Munggi erwies sich als die aufmerksamste und unermüdlichste Krankenwärterin, gelangte nicht mehr aus den Kleidern. Allein weder ärztliche Kunst noch die aufopferndste Pflege vermochten die arme Kranke zu retten: als dem alten Jahr aus- und dem neuen feierlich eingeläutet wurde, schloß die Bodenmattbäuerin für immer die Augen.

Der Tod seiner Frau, mit welcher er dreißig Jahre lang das einträchtigste und friedsamste eheliche Leben geführt hatte, ging dem Bauer sehr nahe. Der kinderlose alte Mann schien auf einmal so freud- und mutlos und namentlich auch sehr vergeßlich geworden zu sein, so daß er von seiner getreuen und sorglichen jungen Hausmagd immer häufiger an seine Regentenpflicht gemahnt und um Weisungen und Befehle für das Werkvolk gebeten werden mußte. Bald kam es so weit, daß ihr, der Munggi, die Sorge

über das gesamte Hauswesen anvertraut wurde, während der Bauer sich damit begnügte, in der lauschigen Ofenecke und, als der Frühling anbrach, im warmen Sonnenschein zu hocken, daselbst seine überkommene Gicht zu pflegen und träumerisch den Kopf hängen zu lassen. Er ward von Tag zu Tag wunderlicher; einzig die Munggi bekam von ihm niemals ein hart oder mißmutig Wort zu hören; wie hätte er auch, seiner getreuen Wirtschafterin gegenüber, die bei all' den Sorgen und mannigfachen sich drängenden Arbeiten in Haus, Küche und Garten stets noch Zeit fand, ihrem lieben Götti jegliche Aufmerksamkeit zu schenken und ihm alles zu erweisen, was seiner Hilflosigkeit benötigte oder was sie ihm von den Augen lesen konnte; und dies alles auf die ungesuchteste und selbstloseste Weise.

Sie war es auch, welche ihre jüngere Schwester, nachdem diese als notdürftig geheilt die Augenklinik verlassen hatte, aus eigenen Mitteln zu einer erfahrenen Plätterin in die Lehre that, damit sie späterhin auf ehrliche Weise ihr Brod verdienen konnte. Das Kätherli fügte sich jener Anordnung nur mit Widerwillen, da es kurz zuvor von Lieschen ein Briefchen erhalten hatte, worin die Genüsse des Stadtlebens in den verlockendsten Farben dargestellt waren. Lieschen, in ihrer Gewissenlosigkeit, hätte das zu einer zarten Schönheit erblühende junge Mädchen allzugerne in den leichtfertigen Strudel, in welchem sie, wie die Munggi in Erfahrung gebracht, sich selbst bewegte, hinuntergezogen, so tief war sie bereits gesunken. . . .

Der Bodenmattbauer gab seine sämtlichen Liegenschaften in Pacht; wohl das Klügste, so der gebrechliche und alleinstehende alte Mann thun konnte. Vieh und Fahrnisse, die großen landwirtschaftlichen Vorräte und überflüssigen Hausgeräte — alles ließ er an eine öffentliche Verkaufssteigerung bringen. Für sich behielt er bloß das Notwendigste und zu seiner Bequemlichkeit dienende; die Munggi hätte er nicht ziehen lassen oder dahingegeben um keinen Preis der Welt; er wußte wohl warum. Denn eine treuere Wirtschafterin und aufmerksamere, liebevollere Pflegerin, die alle seine Bedürfnisse und Launen kannte und den-

selben gerecht zu werden verstand, hätte er nicht finden können. Wie sehr war sie bemüht, für seine Leiden immer neue Gegenmittel zu ersinnen und zur Anwendung zu bringen, durch zärtliche Worte und munteres Geplauder seiner Maßleidigkeit zu begegnen und mit Vorlesen kurzweiliger Geschichten ihm die Langeweile zu vertreiben — wer hätte von der ehedem von den Ihrigen so sehr verachteten und allgemein als geistesbeschränkt verschrieenen Munggi eine solche Unterhaltungsgabe und Gemütstiefe vermuten können?

Um ihrem lieben Götti mit ihrer Hilfeleistung stets bei der Hand sein zu können, verzichtete sie, allen Lockungen und Spöttereien zum Trotze, auf jegliche Mädchenfreuden, that ohne zwingende Gründe, die Kirchgänge ausgenommen, keinen Schritt mehr von Hause weg.

Und der Bodenmattbauer war bei all' seiner Wunderlichkeit ehrlich und einsichtig genug, diese treuen und aufopferungsvollen Dienste nach ihrem vollen Werte anzuerkennen. — Ich werd' Dir's gedenken, Gotte, hm, hm! wiederholte er oftmals brummend.

Eines nebligen Herbstmorgens erschien im Bodenmatthause ein dicker, bebrillter, ältlicher Herr mit einer Rolle Papier unter dem Arm. Der Bauer begrüßte ihn nach seiner grunzenden Weise als „Herr Notar“, hielt sich mit demselben, nachdem er die Munggi nach dem Städtchen in die Apotheke geschickt, über zwei Stunden vorsichtig eingeschlossen. Niemand konnte wissen oder ahnen, was zwischen den beiden schweigsamen Männern verhandelt oder abgethan worden.

Nach dem Ableben des Bodenmattbauern mußte, sofern keine andern testamentarischen Verfügungen getroffen worden, das reiche Erbe seiner Schwester Spittelhöferin oder vielmehr, da jene schon seit Jahren tot, ihrem einzigen Sohne Gottfried zufallen. Letzterer kam zu seinem Onkel öfters auf Besuch, und der Alte mochte den hübschen braven und gutmütig dreinblickenden Burschen gut leiden; die Munggi mußte jedesmal eine Flasche Wein aus dem Keller heraufholen und im Namen des Götti mit dem Neffen „Bescheid trinken“ — anfänglich geschah dies mit zitternder Hand und unter schüchternem Erröten, doch wich die Befangenheit mehr und

mehr; und als der „Friedli“ eines Tages unter der Hausthüre sich von ihr freundlich verabschiedete, wagte sie es sogar, ihm herzhaft in die Augen zu blicken, sowie den Händedruck treuherzig zu erwidern. —

So verging wieder ein Jahr oder etwas darüber. In dem Befinden des Bodenmattbauern war keine Besserung, sondern eher eine Verschlimmerung zu bemerken.

Ja, eines Frühmorgens, als die Munggi ihm auf gewohnte Weise ein Töpfchen heiße Milch an das Bett brachte, war sie nahe daran vor Schreck, laut aufzuschreien. Denn der arme alte Götti wollte sich nicht regen, gab bloß ein kläglich wimmerndes Gestöhne von sich, vermochte ihre mitleidigen dränglichen Fragen nur durch ein unverständliches Lallen zu beantworten.

Die Munggi eilte in das Pächterhaus hinüber, befahl schleunigst den Doktor herbeizuholen. Auch nach dem Spittelhof schickte sie einen Eilboten ab — ach, sie wußte vor Angst und Verwirrung nicht mehr was beginnen.

Es war, wie der Ausspruch des erfahrenen Arztes lautete, ein Schlaganfall, der den alten Mann gerührt und ihm die eine Körperseite vollständig gelähmt hatte.

Der Neffe langte frühzeitig genug an, um den Doktor nach dem Städtchen zurückfahren und die verordneten Arzneimittel herbeiholen zu können. Sodann teilten er und die Munggi sich abwechselnd in die Krankenpflege, Tag und Nacht, wochenlang. Dies brachte es mit, daß die beiden jungen Leute in ihrem gegenseitigen nahen Verkehr immer vertrauter zu einander wurden, und miteinander dies und das berieten und Vorkehren trafen, wie es die Verhältnisse und die Notwendigkeit eben erheischten; wobei jedes des anden treffliche Verstandes- und Gemütseigenschaften kennen und schätzen lernte. So oft das Mädchen aus Mitleid über des lieben Göttis trauriges Schicksal zu weinen begann, stets wußte der Friedli ihr einige beruhigende abmahnende Worte zuzusprechen, und aus dem Klang seiner Stimme war es herauszuhören, daß seine große Freundlichkeit ihm aus dem Herzen kam. Und wann er so still am Krankenlager seines zumeist schlum-

mernden Onkels saß, konnte er stundenlang und mit sichtlichem, zunehmendem Wohlgefallen dem geräuschlosen emsigen Treiben der jungen hübschen Wirtschafterin zuschauen und mit den Augen all' ihre flinken, anmutigen Bewegungen verfolgen auf Schritt und Tritt. . . .

Eines Morgens befanden sich beide miteinander an dem Bette des Schwerkranken, die Munggi, um ihm die Kissen zurecht zu rücken, der Friedli, um ihr dabei behilflich zu sein — und als sie sich hernach freundlich nach seinem Befinden erkundigten, schaute der Alte sie so seltsam vergnügt an, bald das eine, bald das andere; hierauf nahm er mit seiner noch bewegungsfähigen zitternden Rechten die Hand Munggi's und legte dieselbe in diejenige seines Neffen; und er strengte sich vergeblich an, ihnen seine Handlung durch deutliche Worte zu erläutern.

Doch der junge Mann schien ihn vollständig zu verstehen, denn er sagte lächelnd und Munggi's Hand zärtlich drückend: Ja, ja, lieber Onkel, ich will ihr eine Stütze sein zeitlebens — zählt drauf!

Und ehe das hübsche stattliche Mädchen noch recht wußte, was dies alles zu bedeuten hatte, zog er es an seine Brust, und küßte die tief Errötende auf Stirne und Wange. Und um des Kranken Lippen spielte ein befriedigtes vergnügtes Lächeln, und er streckte seine Hand wie segnend über die beiden aus.

In der folgenden Nacht schon erfolgte ein nochmaliger Schlaganfall, dem die schwachen Kräfte des Kranken nicht mehr gewachsen waren.

Bei all' den notwendigen Anordnungen und Vorkehren nach dem Tode seines Onkels, unterließ es der Spittelhofbauernsohn nie, sich an die junge Hausmagd zu wenden mit den freundlichen Worten: Sag' Du zuerst Deine Meinung darüber, Munggi, Du verstehst ja alles besser, denn ich — ich bitt'!

Bei der amtlichen Inventarisation aber fand sich ein in aller Form abgefaßtes Testament vor, laut welchem die Munggi zum Danke für ihre geleisteten vieljährigen und unbezahlbaren treuen Dienste die Hälfte des sehr beträchtlich hinterlassenen Vermögens erben sollte. . . .

Was sagt Ihr dazu? wendete der Amtsschreiber sich fragend an den jungen Spittelhöfer.

Ich? lautete die lächelnd gegebene Antwort — ich protestier' dagegen, das Erb' soll nicht geteilt werden! denn daß Ihr's wißt: ich werd die Munggi heiraten, die Sach' war längst in Richtigkeit, bevor wir von dem Testament nur eine Ahnung hatten — gelt, Munggi?

Und sie bestätigte tief errötend: Ja, so ist's'.

Wohl kamen, sobald die Sache kund geworden, Freier aus nah' und fern, angesehene und stolze Bauern-, Müller- und Wirtssöhne, anhergefahren oder geritten, die große Zahl, um dem jungen Spittelhöfer die reiche Erbin streitig zu machen. Wochenlang war die ehedem so sehr mißachtete, verschupfte Munggi das vielumworbenste Mädchen der ganzen weiten Gegend. Doch sie blieb ihrem geliebten braven Friedli treu.

Nachdem die Trauerzeit für den verstorbenen Onkel und Götti abgelaufen, wurde die feierliche und — der glückliche Bräutigam that es nicht anders — glänzende Hochzeit gefeiert, wobei Kätherli als Brautjungfer fungierte — ach, wie das junge Mädchen sich der Ehre freute! Schwester Lieschen aber war, trotz der an ihre Adresse gerichteten schriftlichen Einladung nicht erschienen, lag im städtischen Siechenhause an einer unheilbaren Krankheit trost- und rettungslos darnieder. . . . Ein bitterer Wermutstropfen, der in Munggi's Freudenbecher gefallen, das einzige Wölklein, so ihren reinen bräutlichen Glückeshimmel trübte.

Und heute nach zehn Jahren — hört man die Armen des Thales von wohlthätigen reichen Leuten sprechen, stets werden des Bodenmättlers in erster Linie genannt. Und will einer ein Beispiel glücklichen Familienlebens aufstellen: man gehe in das Bodenmatthaus, heißt es, und sehe, wie die beiden so zufrieden und einträchtiglich mit einander leben, die stattliche korpulente Jungbäuerin und ihr freiner, schmunzelnder Friedli, umgeben von einer blühenden und fröhlich sich tummelnden Kinderschar. Sie, die Bäuerin, welche in ihrer Jugend das Leben bloß von der mühe- und leidensvollen Seite gekannt, nun genießt sie die Freuden nach in wohlverdientem, reichlichem Maße — der Tugend Lohn!

Ende.

Wie dr Chleimattbenz zue syr Frau chunnt.

Zwüsche'm Jenfersee und em Rhyn, ungfähr Mitti Wegs, und zwar im ene stillen eisame Thäli inn, lyt es Buureguet, d' Chleimatt. Vor Zyte syg's, wie's dr Namen adüütet, würklig nes minders Heiwese gsi; nassi Matte, wo i dene gschlammige Gräbe d' Fröschen ihres churzwylig Kunzert uufgfüehrt hei, ne Wyti Acher, gsteinig und mager, wo chuum 's Gärstli und 's Häberli nothdürftig grothen isch, nes schwarzes, unschynbers Schindlehuus mit eme Dach fast bis a Boden abe, nes Dotze Chriegeler- und Holzöpfelbäum und melancholische Wydstöck, zringsdrumume . . . .

J dr Zyt aber, wo eusi sehr wohrhaftigi Gschicht afoht, het Alls scho nes ganz anders Uussäche gmacht. D' Lischmatte sy troch gleit und us em gsteinige magere Ziegelfeld bereits gsaftigi Matte gmacht gsi und no ne großi Strecki drzue kauft worde; vo de langwylige Wydstöcke kei Spur meh, dagege längi Reihe vo den allerschönste Obsbäume, wo 's Huus schier ganz verdeckt hei. 's Huus selber isch früsch unterzoge, d' Schüür um d' Hälfti erwytert worde, und doch het das viele Veh, die große Heu- und Garbestöck schier nit Wyti gha drinn und all die viele Sache, wo gwachse sy uf dr fruchtbare, große Chleimatt.

Das aber isch währli nit i eim Rutz cho. Drü, vier Gschlechter hei dra gschaffet und ghuuset und gwerchet Johr uus und y, für das Guet z'mehre, vo Vater uf e Sohn. Niemer wyt und breit het a den olten eifache Brüüche so zäch festgholte, wie 's Chleimättlers. Do het keis Husiererwyb mit Pützeli- und

Schlecksache Ygang gfunde; Gaffee isch keis gmacht worde, as öppen an ere Chilbi oder Chindstaufi, und de het mr en us dr Suppeschüßlen uuseglöfflet, wül ebe keini Schüsseli vorhande gsi sy; do isch Alls selber pflanzet, selber gspunne und gwobe worde, Lynigs und Halblynigs; au 's Oel het me selber zoge, selber gwagneret und gschmiedet und gsattleret, so grobane, für d' Nothdurft. Do isch keis Chrüüzerli z'unnutz uusgä worde, alli het me gstyf z'säme gha, z'allererst für d' Schulde z'zahle und duderno für sie a d' Zins z'thue oder für Land az'chaufe.

Im Dorf inne fryli hei viel Lüüt 's Gspött gha ob dem Raggere; me het d' Wyßnäihere plogt, öb sie der Haberbry guet dunk uf dr Chleimatt und d' „Bettlerbuebe", und d' Ankemilchsuppe und 's stockdicke Bohnemues ... bis schier keini me het welle dörthi uf d' Stör goh. —

Dr letscht Chleimattbuur het nummen ei Sohn gha, Namens Benz. Dem het 'r vo früeh bis spot vom Huuse brichtet und wien 'r ömel sell Sorg ha, aß 'r nit um d' Sach chömm, wo er und syni Vorfahrer so suur z'säme brocht hebe. Und alli die guete Lehre sy uf enes guets Erdrych gfalle. Dr Jung het's i dr Huusligkeit bold so wyt brocht — er het de Rosse dr Haber, de Chüehne 's Heu und sym eigene Muul 's Esse nümme gönnt, und keis Chnechtli meh het welle blybe wege'm gringe Löhnli und dr schmale Chost. Dorüber isch im Dorf inne viel brichtet und glachet worde. Am Tisch heb 'r früehzytig hören esse, i dr Meinig, die Andere werde d' Waffen au strecke; einisch aber — sie hebe just Griesbappe gha und dr Dachdecker heb nüt welle merke — säg dr Benz plötzlig, wenn doch Alls müeß gfresse sy, so föih er au wieder a. Und richtig heb 'r mit sym große runde Blechlöffel vor luuter Aerger und Verbaust so schröcklig im Becki ume ghandtiert, aß die Andere vor Schrecke drvo glüffe syge, er selber aber drei Tag nüt meh möge heb ... Em Dachdecker fryli het me nit Alls chönne glaube.

Dr Alt isch gstorbe gsi und d' Tanten und der Götti au. Do seit d' Muetter: „Benz, lueg, i ma i Gottsname nümme so werche! D' Gsüchti helche mi vo Tag zu Tag mehr; 's git jo

Zyte, wo mi schier nümm verrode cha, und vo besseren isch allweg kei Red meh, bi myne siebezg Johre. Mit Mägde z'huuse wüll dr aber nit rothe; die schare hüst und hott uusen und gschände dr d' Sach, 's isch e Gruus, vom Lohn gar nit z'rede. Drum han i nächti so drüber noche denkt, im Bett: Du muesch hürothe, Benz! Nes gschafferigs, huusligs, süüferligs Meitli, us eme rechte Huus uuse. Uf e Rychthum bruuchsch öppe nit z'grüüsli z'luege, mir hei jo Sache z'gnue. Öppe z'jung bisch au nümme, wirdsch jo am Wendelstag Feufedryßig. Jöre Gott, wie got au d' Zyt ume, 's isch mr, es syg erst gester gsi, dr Bysluft isch so schröckli gange und uf em Rüttihof het's brönnt, Huus und Schüür und rumpis und stumpis, was drinn gsi isch, jo währli ... Also denk a's Hürothe, Benz, so gly als müglig!"

Und würklig het dr Benz aso drüber nohdenke. Und am End het's au ihm aso ylüüchte: Hürothe, jo gwüß, da'sch's Best! Do spar i wenigstens e Magdelohn. Wenn i nummen Eini wüßt, ne Vermögligi und nen Aschickligi und ne Huusligi ...

Und 'r het die Buuretöchtere i dr Nööchi i sym Gedächtniß lo uufmarschiere:

's Gallehöfers Vreni ... dr Alt het au schier meh Schulden as Guet.

's Heinichaspers Meitschi ... o nei, das weiß vor Hoffert nit, was 's ahenke wüll!

's Stoffels Küngi — ditto! Und drzue syg's no ne Fahr-ume, well 's Näsi a alle Chilbene und uf alle Tanzböde ha.

's Chilchmeiers Bäbi — das wär no der Cherne vo Allne, gar nit hoffärtig, und der Olt het Gültene, selb isch bekannt. Wenn 's Meitschi numme nit so übel körti! Aber da'sch ne Hauptmangel, ne lätzi Sach. Do chönnte jo d' Hüehner gagglen i allen Eggen inn und d' Dienste d' Eier stehle, es wüßt's nit emol, und z'säme guschele und 's vernarre ha, hinten und vorne.

's Mattehöfers — nei, nei, die z'allerletscht! Me mueß numme d' Dienste köre und d' Professioniste, wie's dört ne Tisch geb, Johr uus und y, all Tag Gaffee, und z'Nüni und z'Obe

Brönz, sogar zwüsche de Werche, und Speck am ene heilige Werchtig. — Die thät eim gly uufhuuse!

Das Alles het dr Benz nume vom Köresäge gha. De nebst em z'Chilchegoh, was 'r nume höchst selte versuumt het, isch 'r weni oder gar nie i's Dorf yne cho.

Jetz het se sie fryli au drum ghandlet, was die Buuretöchtere vo ihm selber denkt und gholte hei. Das het si bold zeigt.

D' Muetter het's nämlig dr Chrämere gseit, wo sie nes halb Pfund Schmierseipfi, ne halb Vierlig Gaffee und für feuf Santine Baueledöche kauft het; also dr Chrämere het sie's gseit, wie gern aß sie's hätt, wenn dr Benz thät hürothe . . .

Da'sch gly wie nes Lauffüür dur 's Dorf dure gange: Dr Chleimattbenz suecht e Frau! Dr Benz goht uf's Wyben uus! Wer hätt das denkt? Hätt gmeint, dä wär viel z'fromm und viel z'schüüch und viel z'gyzig drzue!

Die junge Burschte hei ihres Gspött tribe, wie dä ächt ne Gattig mach bim dr Hof mache.

Die junge Meitli hei gseit: Psi tusig, dä möcht i ömel nit, dä oltväterisch Düüßeler!

D' Buure und d' Buurewyber aber hei ganz anderisch drüber gredt: Dr Benz isch rych, het ein vo de schönste Höfe wyt und breit, und Geld am Zeis, nit ume weni. Und einzige Sohn, einzigs Chind — do wär's nume schön go yne z'hocke, nit bold eso! Aß 'r nit ganz dr Uufgwirxter isch und e chli ne übertriebe Huusligen — nu selb isch no Alls z'überseh uud no lang keis Unglück! D' Hauptsach isch und blybt doch 's ungsorget Lebe.

Das hei die Olte nit ume denkt, sondern au offe gseit, vor ihre Töchtere. Und d' Töchtere, nametlig die öltere, wo scho lang no me ryche Schatz zahnet gha hei, si selber au uf d' Meinig cho: dr Vater und Muetter hei gar nit so letz. Wenn 'r au modisch chäm wie die Andere, wär 'r no ne recht gstyfe und aständige. Und s' Gyzigsy — abah! mi thät 'r ömel gwüß nit verwütsche, i g wenigstes wett jedefalls kei Mangel lyde. So nes Mannli chunnt ere diffige Frau jo nie über

d' List ... Wo thuet dr Benz ächt apicke? 's nimmt mi recht wunder!

Mr wei's grad verrothe.

Am ene Samstig z'Obe — 's isch früeh im Huustage gsi — chunnt der Benz i's Salzmes Huus. Alli hei d'Chöpf uufgha wie d' Aehriufleser, und 's Theres am Tisch isch schier roth worde ... Er mangle neue Salz, seit dr Benz. Das Pfundwyshole syg em ordli verleidet, wege dem viele Gläuf. Wenn sie öppe nöchstes i Wald fahre, selle sie ne Sack mitbringe und bim Huus ablade. Er well's grad zahle ...

Dr Salzme und d' Frau thüei gar fründlig und laden en y, a Tisch äne z'cho. Und 'r loht sie würklig zue, ganz i d' Nöchi vom Theres. Fatalerwys aber thuet 's Theres just nes wyßes Junti glette mit handsbreite Spitzlene dra, und fyni flächsigi Nastüecher.

Dr Benz schnüüzt trotzig i d' Finger und macht si früehzytig drvo. „Dohi gohn i nümme," denkt 'r, „dere Fleuderzüüg möcht i nit ha, an ere Frau ..."

's Franze Kädini thuet, won 'r chunnt, grad Hirzehörnli bache, de d' Vasegotten us dr Stadt het für mörnderisch ihre Bsuech agseit. O die Hirzehörnli verderbe 's ganz Spiel! „Ne Schleckere!" denkt dr Benz und loht si nümme gseh.

No weniger gfallt's em bi 's Melketonis! 's Meitschi hööggglet am ene Fileh. — „Git das nes Fleugegarn?" frogt dr Benz spöttisch. Und recht boshaft seit 'r no: „Mach mr au so eis, für my Fülimähre! 's wird öppe nit gar z'viel choste ..." Was het's hulfe, aß em d' Melkene nes Glesli Chirsiwasser ygschenkt het? Dä wyß feyangsig Teller und das gschliffnig Chelchglesli hei ne nume no meh g'ärgeret. Und adies het 'r gmacht und hesch mr en niene gseh? — „Dä Gstaad," het 'r vor anem ane brummlet, „dä Gstaad im ene Buurehuus! Und drzue no Umhängli, chrydewyßi — — nähä!"

Bi's Buurejoggis, dört isch's öppe gar nit gherrschelig zuegange, im Gegetheil. Dr Mist het glängt bis a d' Huusthüren a, mänggisch no chly vüryne. Und d' Meitschi sy i all Drecken

yne gstande und sy gar nit hoffärtig drhar cho, bsunders vor em z'Morgenesse nit . . . „Füfzg Jucherte Land, vom schönste, nes neus Huus, und numme die zwöi Meitschi — do git's einisch ferm z'theile," denkt dr Benz. „Und d' Stine isch eis vo de döllste Meitlene, nit so nes zimpfers Ditti, wo nit a di warme Sunnen uuse darf und vor jedem Zuglüftli i d' Ohnmacht fallt. D' Stine, die chönnt no zue mr passe!"

Und 'r isch dr Stine z'lieb gloffe, i's Huus, ebefalls am ene Samstig z'Nacht. J der Chuchi het 's Amei Schueh gsalbet und zwar mit eme Lümpli. „Das gschändet au viel Schmutz," denkt dr Benz, „settigs macht me mit de Hände! Die wett i nit!" — J dr Stuben inn het dr Olt ne Chüechomet plätzet, die Olti Bohnen erlese, d' Stine aber Herdöpfel gschunde und drby so dicki Schindele gmacht, dr Benz het si ordli drob etsetzt. Und zum Strumpfplätze het sie dr erst best Fade gno, sogar no bleikte. — „Au die isch nit huuslig," denkt 'r, „au die paßt mr nit . . . . Wo isch überhaupt hüttiges Tags no eini z'finde, wo zue dr Sach luegt? J lo das Wybe ringer ganz lo gelte!"

Das Nämlig het 'r au dr Muetter gseit. Die isch drob grüüsli erschrocke und het aso jommere: „Was mueß i au köre! . . . Aber Benz, du settisch dr Mueth nit verlüüre, gwüß nit! Hütt-zutag fryli, isch 's Wybervolch ordli verderbt, selb isch wohr, bsunders hie ume. Aber ne Rechti isch gwüß no z'finde, muesch numme d' Augen off ha und emsig sueche. Und nit so gar uf e Rychthum luege, wie gseit: mir hei jo Sache z'gnue . . . Wenn i numme hei chönnt i mys Biet! J wette druuf, i fund dört Eini, wo dr gfiel und für's Huuswese paßti. Dört het's no ne Schlag Lüüt, ömel albe, wo nit so uf e Gstaad und uf's Ver-thue greiset sy, wie do; und g'äsig und chärsch und gsund. Wenn i numme hei chönnt, zue myne Lüüte, i wett dr scho Eini uus-kundschafte, jo gwüß!" Dr Benz aber het's Chiltgoh wieder gänz-lig uufgsteckt, gä wien em die Buure gflattiert und d' Meitli z'lieb gstande sy, i de Bohneplätze, am Chilchweg, uf de Matten usse, und fründlig grüeßt hei. Er het nüt meh welle merke; und vor luuter Aerger isch 'r no graggeriger worden as vorher.

Das het dr Muetter ne große Chummer gmacht. Und lang het sie gstuunet, wie me der Benz au chönnt dra bringe. „Wenn's am End nummen Eini wär, nes bravs Meitli us ere brave Familie, für 's ander gäb i nit viel," het sie denkt. „Bhüetis Gott, wenn 'r au thät lidig blybe und das Guet i frönd Händ sett cho, i thät mi umdräihe unterem Bode und dr Aetti selig gwüß au!"

A dr Pfingsten isch ihre Brüeder hinterem Berg vüre z'Visite cho. . . .

Und i drei Wuche druuf seit d' Muetter: „D' Scheerischlyfferen ich do gsi und het e fründlige Grueß brocht vo mym Brüeder und vo dr Frau. Und sie gangen am nöchste Sunntig go Äisele*) go wallfahrte. . . . Scho vor zwöi Johre han i au dörthi versproche, wege myne Gsüchtene, ha's aber leider nie chönne holte. Da'sch eigetlig e großi Sünd, und aß d' Gsüchti wieder so stark ume cho sy, isch villicht numme ne Strof für my Hiläßigkeit. . . . s' Heu isch gottlob dinne und die gröberi Arbeit alli gmacht — wie wär's, wenn au mit uf Äisele giengisch, Benz? Bisch jo no nie dört gsi, und 's thät viellicht au d i r Sege bringe, wer weiß!"

Der Benz het allerlei yz'wende gha, bsunderbar wie das Geld choste werd. Endlige het 'r doch ygwilliget, mit eme schwere Süüfzer, wege'm Chnecht, won er jetz 's Veh ellei müeß avertraue. . . .

Und am Sunntig de Morge, om Zwöi scho, het 'r dr Chnörzlistecken i d' Hand gno und nes großes Zwilchseckli uf d'Achsle, und si uf d' Sogge gmacht, Olte zue, wo sie hätte selle z'säme cho, uf dr Aarebrügg. Und richtig: chuum isch dr Benz nes Rüngli uf em Träm gsesse und e Bitz Chrüschweggen abegwürgt und dene Flööße zuegluegt, wo just d' Aar abfahre, so chöme sie drhar, dr Vetter und sy Frau.

„Guet Tag!" het's gheiße und „Gott wilche! Früeh, früeh! Was lebt d' Muetter? Isch sie wieder zweg? Wie das ne herrlige Morgen isch!" Ätzetera. . . .

---

*) Maria Einsiedeln.

Es isch au nes jungs chärschs Wybervolch mit dr Base cho. „Nen Nochbüüri," het die em Benz i's Ohr yne gseit, „nes donners bravs Meitli!"

Druuf sy sie z'sämen abgmarschiert und hei luut aso bete, wie's dr Bruuch isch bi rechte Wollfahrtslüüte, ei Rosechranz um dr ander, bis uf Schönewirth abe. Dört isch mr i d' Früehmeß gange. Und drno wieder wyters, ohni Ufenthalt, 's Äärgäu ab, über Aarau, Hunzischwyl und Lenzburg. Dört hei sie akehrt, de 's isch ebe Mittagszyt gsi und d' Sunne het brönnt wie ne Glueth.

„Suppe!" het dr Vetter befohle, „Suppe, und ne Halbi Wy! Nochedee cha mr de no luege."

No dr Suppe het's gheiße: „Was wei mr no meh? Fleisch und Gmües denk — oder was meinet 'r?"

Do seit dr Benz: „Bstellet dir numme, Vetter! Was mi abelangt, so het mr d' Muetter Öppis uf e Weg mitgäh."

Und währed die Andere nes Möckli Fleisch esse und Chruut drzue, längt dr Benz i sy Reissack yne und zert ne fingersdicke, zwöimol z'sämegleite Pfanntätsch uusen und ißt en mit großem Appetit und nes Stücki Chrüschchueche drzue und schlecket d' Finger no ab.... Und wo dr Vetter seit, wege dem Bitzeli Suppe bruuch 'r dr Geldseckel nit vüre z'näh, het's em gar grüüsli gwohlet, de dä Batze het en scho g'raue zum Voruus.

Au 's Meitli het si bedankt für s' Fleisch und zwöi halbgsottnigi Eier us em Rüdigil uuse gno und sie g'esse. Und druuf Wasser trunke, zwöi Gleser voll und lustigi Gspäß gha.

„Na, na," denkt dr Benz, „die isch au nit für's Verthue greiset. Alle Respäkt!"

Wo sie wieder uufprotze, em Freienamt zu, seit 's Meitli: „Mr wei denk wieder aso bete...."

„Da'sch ne Frommi," denkt dr Benz, „die sy hüttzutag afen ordli rar...."

D' Basen aber chlagt: „Bete man i jetz gwüß nümm, bi dr schröcklige Hitz! Z'Obe, wenn's wieder afoht chuele, de isch's mr au recht!"

Do foht 's Mannevolch aso linggs und rechts luege und d'

Buurerei kritisiere, d' Frucht, 's Gras, d' Herdöpfel, d' Hüüser, d' Wägen und d' Miststöck.

D' Wybervölcher aber hei 's Pflanzzüüg i Augeschyn gno; und bsunders 's Meitli het Allerlei gwüßt z'brichte über die besti Art für 's Chabis- und Bohnesetzen und 's Flachssäye, und über die gute Zeiche, und was für Mist jedi Gattig am liebste het.

„Die isch nit uf e Chopf gfalle," denkt dr Benz, „die verstoht Öppis, potz Blitzg!"

Sie chömen in es großes Dorf, mit breite niedere Strauhüüsere. Es schloht just Vieri am Chilchezyt.

„Do isch nes großes Wirtshuus," seit dr Vetter, „dr Leue! I bi au scho do gsi, vor viele, viele Johre — weisch no, Muetter, dr Ruedichristen isch bin i's gsi? Hie trinkt me nes guets Tröpfli Wy. Wei mr nit achehre? Mi dunkt's, i möcht Öppis! D' Zungen isch mr ganz uustrochnet und dr Hosebändel gwagglet mr am leere Buuch umme, 's isch ne Gruus. . . ."

„Guet!" seit 's Meitli, „so göiht dir Mannevölcher i's Wirthshuus. Ig und d' Base göih i das große Buurehuus yne. I ha Caffeepulver by mr, und nes Tröpfli Milch wird mr wohl au chönnen übercho."

„Ig holten au mit," seit dr Benz, „Caffee isch mr 's liebst!"

Die Äärgäuer Büüri het keini großi Schwierigkeite gmacht. Bold isch es herrligs Caffee uf em Tisch gstande. Und d'Base seit: „So guet het's mi nit bold dunkt! Drum löiht mi au lo zahle — drei Batze, da'sch jo ne puri Chlynigkeit." — Dr Benz het nüt drgege gha.

Druuf isch's wieder vorwärts gange, Mellige zue. Dört acho — 's het scho afo öbele — seit d'Base: „Do blybe mr denk übernacht, gell Hans? D' Füeß wei mi schier nümme träge und brönne mi gar schröckli!"

„Nähä!" antwortet dr Vetter, „go Baden yne göih mr, so han i's uusgmacht, 's isch blos no nes Stündli, und de channsch jo uusruihe, Müetti! Und d' Hauptsach: Am Morge früeh nes Bad — das macht di zweg, aß wieder masch gumpen und springe wie ne jungs Meitli! Zwäng di e chlei, 's goht gwüß!"

Und sie süüfzget und seit: „Se mira doch! Wenn i nümm ma glause, so channsch mi de chrääze!“

Es isch ordli über Achti gsi, wo si z' Baden achöme. Aber d' Wirthshüüser sy alli agfüllt vo dene Kurgästen und Reisende, me het niene kei Unterschlupf meh gfunde. Endlige, bim Schiff, het me mit Angst und Noth no anderhalbs Gliger chönnen übercho, nämlig nes zwöischlöfrigs Bett und es Lischekanabee, im enen abglegenen Zimmerli. Was mache? Dr Benz weiß guete Rot. „Göiht dir drü numme goh schlofe,“ seit 'r, „ig chume sauft nes Gliger über, sig's au i dr Schüür, uf em Heu. Wüll grad go luege. Schlofet wohl!“

„Jä und z'Nacht esse?“ frogt dr Vetter, „wotsch nit mit is z'Nacht esse?“

„Viellicht chummen i und viellicht nit, dr Hunger isch nit groß. . . .“

Aber 'r isch nümm yne cho. Uf dr Heubühni uß isch 'r, mit 's Stallchnechts Erlaubniß, abglege. Und het ne Pfannchueche (Nummero drü) vüre gno und zwar dr dicker und ne z'Fade gschlage und nes Schlückli Bätziwasser drüber abe gschüttet, us em Tätschgütterli, und isch ganz glücklig gsi, trotz aller Müedigkeit. „De,“ het 'r denkt, „hütt het's mi jetz, dr ganz läng Tag uus, no kei rothe Heller kost, Gottlobedank! Wenn das so furtgoht.“

A dem Gedanken isch 'r ygschlofe. Aber nit lang. D' Füeß hei ne brönnt wie nes Füür, und doch het 'r syni große Pechschueh nit dörfen uusziel, us Furcht, sie chönnten em öppe vom ene Chnecht oder luusige Vagabund gstohle werde; und zwöitens wege dr Chnuppele Feuslyber, won 'r im Sack gha het. Er het d' Füüst nümme dörfe drab abe ha; und wenn im Gaststall unte nume nes Roß gscharet het, isch 'r gleitig uufgsprunge, het gmeint, es syg ne Schelm oder gar ne Halsabschnyder umeweg.

Am Morge früeh, öb's chuum recht taget het, het's scho Lärme gä i dr Schüür ume. Dr Unterchnecht isch stiersternvoll im Roßmist glege, und do het dr Stallknecht lang chönnen hoopen und levite, dä het si nit verrodt. „Mueß i de jetz Alles ellei mache?“ fluecht dr Stallchnecht. „Achzeh Gastroß putzen und

gschirre, und dä Lumpazi rüehrt kei Hand a! Do wett i doch, 's heilig Donnerwetter — —"

„Chan i öppis helfe?" frogt do dr Benz unter dr Stallsthür.

„Jo fryli, wenn's channsch und wotsch!"

Und euse Benz zieht dr Zwilchchittel uus und litzt d' Hömlisermel hintere und foht afo striglen und bürste a dene Güüle ume und hilft sie gschirre, ganz perfäkt.

Und wie d' Chöchene zum Esse rüeft, seit dr Stallchnecht: „Dä Ma do chuunt au cho mitha; er het's guet verdienet!"

Wie het si aber dr Benz verwunderet, won 'r zum Höflibrunnen uuse cho isch, für d'Händ z'wäsche, won 'r sys Wollfahrtsmeitli atroffe het bim fegen und putze, bi dr Untermagd?

„J ha nümme chönne schlofe," seit das Meitli und lächelet drzue. „Bi's halt gwohnet, früeh uufz'stoh und z'schaffe, vo chlynem uuf, was mr i d' Händ chunnt. Do han i denkt, i well dene Lüüten e chlei uushelfe."

Au es het müeße go früehstücke, i d' Chuchi yne.

Dr Benz het gar seltsami Gedanken übercho. „Das Meitli isch nit nume nes bravs und es fromms, es isch au uusnehmed gschafferig — hm, hm!"

Die Gedanke hei nen aber nit abghalte, rechtschaffen i das Dienstefrüehstück yz'haue, i das guldgäle Herdöpfelbräusi, i das linde Brod und i feiß Chäs, und drü Chacheli Gaffee uusz'leere nach Note.

Du het 'r si bedankt und 's Muul gwüscht und denkt: „Ne gueten Afang für hütt.... Isch echt dr Vetter uuf?" seit 'r. „Gang doch go luege!"

„Jo währli sy sie uuf und sitzen im Bad," seit d' Frau Wirthene.

Endlige chöme sie, ganz busper und guet z'Paß.

„Weit dir nit au go bade?" frogt dr Vetter. „Das macht ech zwäg!"

„Nähä!" meint dr Benz, „das thuen i albe deheime, im Mattegräbli! Dört chost's nüt und me wird au suufer.... Esset jetz gslingg, Vetter, de wei mr denk wieder goh!"

„Jo jo, i d' Ysebahn?“

„J d' Ysebahn?“

„He allweg jo!“

Das macht em Benz schweri Gedanke. So gern 'r au einisch i dem Ding ryte thät — wenn's nume nüt chosteti!

Dr Vetter und d' Base sürfle ne Längi a ihrem Gaffeeli und lyren und lyre, bis me — richtig z'spot chunnt. „Adies wohl!“ het d' Ysebahn gmacht, scho vo wytems, und isch furtdampft wie's Bysewetter, uf Züri zue.

„Ach, wie Schad!“ jommert d' Base. „Ha mi so druuf gfreut gha!“

Au dr Vetter het gfutteret. Dr Benz aber het denkt: „Guet, daß 'r gangen isch! Scho wieder paar Batzen erhuuset!“ —

Du isch mr halt wieder z'Fueß wyters greiset.

„Mr wei denk au wieder e chli bete,“ seit 's Meitli und foht dr trostrych Rosechranz a.... Im Fährlichloster isch mr akehrt, i dr Chilche nämlig. Dr Vetter hätt gern nes Früeh-schöppli gnoh, die Anderen aber, bsunders dr Benz, hei furt pressiert.

Gege de Zehne sy si go Dietike cho. „Do,“ seit dr Vetter, „bringt mi Keine me furt mit vier Rosse! Das Bette het mi frei uuströchnet, cha schier nümme schlücke. Au sticht d' Sunne scho wieder, me chönnt jo Eier siede, im ene Huetgupf inn! Do isch 's Wirtshuus, chömet!“

„Göiht i Gottsname,“ seit dr Benz. „Ig ha no öppis e chlei by mr vo deheime noche. Dört bi däim gäle Hüüsli unte wüll ech warte.“

„Au ig ma kei Wy am ene Vormittag,“ seit 's Meitli, „er miech mr Chopfweh, bin e halt nüt gwohnet.“

„Wie d' meinsch, Mareili,“ seit dr Vetter. „Wenn Gluscht hesch, so chumm, bisch fründlig yglade.... Chumm, Müetti, wei hurti goh!“

Dr Benz und 's Meitli aber — dr Benz weiß afe, aß's Mareili heißt — trappe 's Dorf ab. Bim gäle Huus a dr Stroß, nebe'm Soodhüüsli zue, hocke sie z'sämen uf's Bördli. Dr Benz nimmt sy's Seckli vom Buggel und zert nen Eiertäisch, der feuft,

zum Pageet uus; dä het uusgseh wien en olte Fürfueß, und isch so zäch gsi, er het ordli müeße dra ryße.

's Mareili nimmt es Ei zum Rüdigil uus und nes Bitzli Brod, und foht au aso spyse. Und wos fertig isch, düpflet's mit em nasse Finger no alli Brodbrösmeli z'säme, uf em Schäubeli ume, häl suufer.

„Da'sch nes huusligs!" denkt dr Benz, „das loht nüt z'Schande goh! Es haudentisch huusligs Meitli, wie mr sie bi eus vergebe sueche thät, im ganze Dorf. . . . „Wotsch nit au vo mym Wegge?" frogt 'r so höflig as müglig.

„Nei, Dank heiget 'r! Nume Durst han i jetz, gwoltige Durst!"

„Ig eben au," seit dr Benz. Begryflig! Denn 'r het dä anderthalbpfündig Eierdätsch und nes Stücki Chrüschwegge, so groß wie ne Mannsfuust, z'säme g'spunne gha. „I ha au Durst," seit 'r.

Und sie göih zum Söödli zue und eis zieht em andere Wasser, und sie trinken ab dr Röhre, bis gnue. Druuf wüüsche sie d' Müüler ab mit dr flache Hand und hocke wieder ab uf's Bördli, unter e schattig Theiligsbirbaum. Und föih z'sämen aso brichte, wie groß und schön doch d' Welt syg, vo Basel bis uufen i's Weltschland und yne bis a d' Schneeberge. Und wie unterschydlig Lüüt aß's gäb, i dr Sproch, i dr Tracht noh, im Thuen und Lasse; und wie unterschydlig as Alls gschaffet werd und g'esse. Und vom Huuse. . . .

„Das Meitli redt jo wie druckt," denkt dr Benz. „Und isch so eifach agleit, gar nit so übertribe mödisch und stoht em Alls so guet a. Und wenn au e chli feischterlächtig — es donners dolls hübsches Meitli isch's eineweg, döller nützt nüt! . . . Wem kört's ächt eigetlig au a? Het's au Vermöge? 's nimmt mi hellisch Wunder! Mueß dr Vetter froge, öppe so hintedure, nach Glegeheit, hütt no, wenn i cha!"

D' Glegeheit isch cho, ehnder as r' gmeint het. Denn wo dr Vetter und d' Base noche chöme, seit die do: „Hets tuusig, Wasser! Dere nähm i au gern, dä roth Wy isch so dick und stark gsi, im Wirthshuus. . . . Gang, Mareili und heusch i däm Huus inn nes Glas

oder nes Schüsseli, ab dr Röhre chan i nit trinke — wotsch so guet sy?"

„Chumm, Benz!" seit dr Vetter uufgruumt, „mr wei afe goh! 's Wybervolch wird scho noche cho, ha kei Chummer!"

Sie gseih's nit, wie d' Basen em Mareili nes Glas rothe Wy yschenkt und drno no eis, us ere schwarze Guttere, und em nes Pasteteräuftli z'möffele git. . . .

Dr Benz aber wueschtet mehrmols, du foht 'r a: „Vetter, was wüll i säge: Das schynt mr nes donners grantschierts Meitli z'sy und nes huusligs, das Mareili do —"

„Allweg jo, das wei mr wüsse!" seit dr Vetter und denkt byn em selber: Aha, 's chunnt em afe!

„Hei sie au Oppis deheim?" förschelet dr Benz wyters. „I meine nes Heiweseli?"

„Nes Heiweseli? Ne Buurehof hei sie, ein vo de größten und beste wyt ume. Die buure halt flott, dr Alt und die zwee Buebe, aß's e Freud isch z'luege. Du hesch doch gwüß au scho vom Längmattbuur gkört im Schiltloch?"

„Längmattbuur? Dem han i jo vor eme Johr nes Paar Stiere verchauft," seit dr Benz ganz lebhaft, „'s isch am Oltner Fronfastemäret gsi. Ne große magere Ma, mit längen Augsbraune und ere Wärzen uf dr Nase —"

„Ebe dä isch's! My Nochber und Vetter, vo dr Frau noche."

„So so, hm hm!" macht dr Benz und henkt dr Chopf, as wenn 'r müeßt ne Lychered studiere.

Me het, im Wytermarschiere, wieder luut afo bete. Aber dr Benz isch nit recht andächtig drby gsi. Mänggisch, statt „mit Dörne gekrönt worde" het 'r gseit: „Vo Todten uuferstande" und so furt. Do isch 's Mareili d' Schuld gsi, wo voranem ane gloffen isch, grad und stolz wie ne Tanne. . . .

Vo Beten isch überhaupt gly kei Red meh gsi. Fuerwerch' chlyni und großi, sy cho z'fahre, d' Stroß uus, d' Stroß y, aß me gnue z'thue gha het, für uusz'wyche. Au Lüüt, Buuren- und Herrevolch, groblächtigi und fyni, sy hin- und herglüffe, hei ein i dr Andacht gstört oder gar no spöttisch agaffet.

„Isch das scho d' Stadt, do vorne? Züri?" frogt dr Benz.

„Gly, gly," seit dr Vetter.

„Aber, Hans!" rüeft d' Base, „lueg au die große unendlige Hüüser, mit dene Cheemene, so höch wie euse Chilchsthurn, und dene Fenstere, weiß Gott wie mengs!"

„Das sy Fabrigge," egschbliziert dr Vetter, „gell Müetti, die sy selbmol no nit gsi, selbmol het me hie no graset und Chöhli pflanzet oder Wyßrüebe. Jä so nehme die Stedt zu!"

Em Mareili aber chunnt's i Sinn: „Cha mr ächt do au Gaffee mache? Me thät au grad öppis erhuuse."

„O da'sch nes guldigs Meitli!" denkt dr Benz. Ihm selber hets jo scho lang gruuset uf die Uerti hi, wo dä verthuelig Vetter astelle werd i dr große, chöstlige Stadt! Und 'r het scho drüber noh gstudiert, scho währed em Bete, wien 'r si ächt für nes Rüngli chönn drvo dyche, über Mittag, öppen in en abglegenen Eggen oder in e Wageschopf yne, aß 'r nüt oder nume ganz weneli müeß verthue.... Jetz chunnt em 's Mareili z'Hilf mit sym Gaffeemache. Jo Gaffeemache, da'sch 's Best! Es het jo 's Pulver byn em, und 's Wasser isch nit rar und d' Milch wird öppen au nit 's Tüüfels Huuffe choste. Höchstes ne Batzen oder zwee uf d' Person.

Du seit dr Vetter: „Jä wenn Gaffee mache witt, so dörfe mr nümm wyters goh. Do buurelet's no chly, hie und do; wyterinn hört d' Sennerei gänzlig uuf, dört melche sie numen a de Geldseckle. Drum mach i dr Vorschlag: Mareili, gang mira i paar Hüüser yne, do i dr Nööchi, 's isch müglig, aß no so ne guetherzigi Tschumpelbüürenen atriffsch.... Benz, du holtisch denk wieder mit em Gaffee? Guet! Ig und mys Müetti aber, mir zwöi olte murbe Lüütli, müeßen es Fleischsüppli ha und nes Tröpfli guete Wy, süscht möge mr nümme glaufe! Dört isch 's Rebstöckli, nes guets Buurewirthshuus, dört chehre mr a, ig und d' Muetter. Syt dir andere Zwöi de parat, so chömet nume cho chlopfe! Syt dr yverstande?"

„Yverstande!" hett's gheiße.

Du het si die Sach folgendermaße zuetreit:

Dr Vetter und d' Base sy würklig i's Rebstöckli gange, 's Mareili i 's Buurehuus nebedra. Im ene Rüngli chunnt's wieder zum Vorschyn und winkt em Benz: „'s goht Alls guet, heit numen e chly Geduld! D' Büürene isch am Choche, de chan i dr Gaffee mache.“

„Guet, guet!“ seit dr Benz voller Freudigkeit; de jetz isch em e großi Last ab em Herze gfalle.

's Mareili goht wieder i's Buurehuus yne, dört seit's zue dr dicke fründlige Frau: „Wie gseit, 's isch ne wunderlige gyzige Chnab und nähm mr's übel, wenn i au i's Wirtshuus gieng. Do heit dr vier Bätzi, schüttet e chly Gaffee z'säme, wenn dr weit so guet sy, und wärmet en i dr Pfanne — es bruucht jo nit so stark z'sy. In ere Halbstund darf i de cho luege, nit wohr?“

„Jo jo, i verstoh dr Gspaß scho!“ seit d' Büürene und lachet; „ig a Euem Platz miech's au eso.... Dur säl Gängli chönnt dr hübscheli hintedure i's Rebstöckli, es gseht ech kei Mänsch....“

Im Rebstöckli hocke die Drü, nämlig dr Vetter und d'Basen und 's Mareili gmüethlig hinter Chalbsbroten und Salot und ere Fläsche Landwy, und pütsche gar fröhlig a uf's Wohlsy. Und d' Wirthene bringt no Bachnigs, und dr Vetter bstellt no ne Fläsche Näftebacher, gä wie die Wybervölchli protestiere.

Drwyle hocket euse Benz uf em Bänkli unter dr Linde. Er stützt d' Händ und dr Chopf uf e Chnörzlistäcke und stuunet. Er stuunet, was ächt jetz deheime gang; wer ächt jetz de Hüehnere gryf, gwüß stiehlt em d' Magd die Häx, die halben Eier! Und dr Chnecht, het 'r doch au Sorg zue dem chöstlige Gras und zue dem viele Veh oder thuet 'r ächt güüde wie ne Narr mit dr Sach? Au d' Saugchälber chömen em i Sinn, öb öppen eis Ziger i Magen überchöm oder 's Gleichwasser i d' Chnoche, wenn er nit drby syg Tag für Tag? Und d' Fülimähre und die junge Säu, Alls chunnt em i Sinn. Ach, me het doch viel Chummer wege dene Dienste! Und 's isch eigetlig e schröcklige Liechtsinn, die Lüüt so elleini lo z'fechten und z'wolte, jo gwüß! D' Muetter — was isch d' Muetter? Nen olti übelzytigi Frau, wo chuum no

d' Chuchi ma bsorge und de drzue no viel z'guetherzig isch, viel z'gönnig! Und do lenke si syni Gedanke wieder uf das famöse Buuremeitli, 's Mareili. . . . Und 'r henkt dr Chopf ob all dem stuune bis fast uf d' Chneu abe und het dr Wullhuet i de bruune chnochige Hände.

Do, unter de viele Lüüte, wo vrby göih, dell ylig wie dr' Wind, dell sätteli nach Beliebe, isch au nen olte Herr mit schneewyßem Hoor und e guldige Ring am Finger und e guldigi Brüllen uf dr Nase, und füehrt nen olti Madam am Arm; die isch ganz buggelig und schynt ordli übelzytig z'sy. Das goht nume ganz hübscheli vorwärts, em Schatteweg noh.

Und wie die Madam dä armüethig agleit Ma do gseht, so müed uf em Bänkli hocke, d' Chleider über und über voll Staub und, dr Huet i dr Hand, dr Chopf demüethig henke, seit sie uf weltsch: „Da'sch gwüß au ne grüüsli nothdürftige Bursch, chunnt wyt her und weiß viellicht nit wo uus und a. . . ." Und dr Herr nimmt sy chrällelig Geldseckel füüre und wirft em Öppis i Huet. Do erst richtet si dr Benz langsam uuf und gseht im Huetgupf nes funkelneus Halbfränkli glitzere. Er luegt dr Herrschaft verwunderet noh; und öb 'r si recht uusbsunne het: sell i ächt das Gschenk anäh oder nit? sy si scho verschwunde, i dem große fürnemme Garten inn, nebezue. . . .

J dem Augeblick chunnt au 's Mareili zum Vorschyn und winkt: „Chömet jetz!" — Und hurti stoht 'r uuf und goht mit i das Buurehuus yne, i d' Chuchi. Dört stoht ne mächtige Hafe voll heiße Gaffee mit Milch uf em Tisch und zwöi blüemleti Schüsseli drby. Und 's Mareili schenkt y und nimmt Brod us sym Rüdigil, ruuchs herts Buurebrod (das isch nit wyt hercho —) und seit gar fründlig: „Jetz gryfet brav zue, dr werdet wohl recht hungerig sy, wien ig au!"

Und dr Benz haut zue, wie nen Entlibuecher Dröscher.

Wie aber 's Mareili 's erst herzhaft Stückli nimmt, schießt's em gar schröcklig i d' Zähn. . . . Dr Benz het trotz sym gwaltigen Appetit rechtschaffe Beduure; er zieht sys Tätschgütterli us dr Chittelstäsche und seit: „Do isch guets olts Gigertschiwasser, nimm

e rechte Schluck, 's wird de scho guete!" 's erste Mol i sym Lebe, aß er im ene Mönsch so öppis anerbietet! — Aber 's Mareili wehrt: „Nei nei, da'sch mr viel z'geistig! Früsch Wasser ab em Brunne, das het mr no eister am beste ghulfe.... J hätt en scho lang lo zieh, aber 's isch dr Chiefelzahn, und dä verlüürt me nit gern."

Wo me no dr Uerti frogt, seit d'Büürene: „'s bruucht si nüd! Euers Mäitli do het mr so gstyf ghulfe bi dr Sach, i bi schüli froh gsi. J wett, i hätt au so ne Tochter!"

„Sie het Recht, sie het bigost recht wege dem Meitli!" denkt dr Benz. „Es bessers, grantschierters gits keis...." Und wegem Zahle het 'r au nit wyters welle hääke. Gleitig het 'r das glitzerig Halbfränkli wieder i's Schileetäschli abe lo rütsche, het si bedankt und denkt: „Da'sch jetz nit numen erhuuset, da'sch graduus gwunne, rein gwunne! 's chunnt eister wie besser!"

Vor em Rebstöckli stoße die Wollfahrtslüüt wieder glücklig z'säme.

Sie chöme notisnoh i die eigetligi Stadt.

„Nei, lueget au, die prächtige Hüüser," rüeft 's Mareili, „und die herrlige Läden und die guldige Schilt und die fürnemme Lüüt uf dr Stroß! Aber die Gasse so eng und chrumm, 's wird mr selber ganz eng um's Herz und bang do inn! Lieber uf em Land sy, im Freien uss', wo d' Sunnen ane cha und au die früschi gsundi Luft, gelet Benz?"

„Jo jo!" seit dr Benz.

„Aber Jösis, wie groß die Stadt au isch!" fahrt 's Mareili furt, „do findet me jo schier kei End! Und das Wasser und die schöni Brügg — wie heißt me das? D' Limmet, aha! Und dört die schwümmete Hüüser druf — wie au das ruuschet und wallet drunter dur — herrje! Dört möcht i nit wohne, 's thät mr gruuse.... Und selbi Chilche, isch's ächt e katholischi? J denk es nit, do isch jo Alls lutherisch, wie me seit. Merke sie's ächt, aß mr uf Äisele wei! Mira wohl, mr reise jo um e u s e r s Geld, nit wohr?"

„Heb nit Chummer!" seit dr Vetter. „D' Lüüt sy do scho gar vernünftig worde; sie trachte nümme so stark nach dr Religion

wie albe, am liebsten isch ne 's Geld, wo mr ne bringt, und d' Freud, wo sie gnieße chönne, wenn sie scho nit dur und dur christlig isch — gät Acht! dört chöme Fuehrwerch drhar, drü, vieri, und no Rytersmanne, die fahre jo wie d' Schelme — gell, Benz, das sy ander Güül, as eusi deheim? Und 's Gschirr, und d' Fuehrwerchli, das glitzeret jo Alls wie ne Spiegel! ... Do wird jetz d' Stroß breiter, 's isch ne funkelneue. Do die Baläst uf beede Syten und die prächtige Garteheeg mit dem fröndartige Gstrüüch hintezue.... Und dört dr See, gsehsch en glitzere, Mareili? Jetz chöme mr uf d' Ländi. Und 's Dampfschiff rüücht — mr breiche's schynt's grad recht, für gly abz'fahre!"

So isch's au gsi. „Im ene Halbstündli!" het's gheiße. „Guet!" seit dr Vetter, „do hei mr grad no Zyt, für nes Glas Wy oder Bier z'trinke — i selbem Wirthshüüsli äne, gell Benz? Du redsch gar nüt! Gfallt's dr nit au i dr schöne Stadt?"

„He wol!" antwortet dr Benz. Aber das luutet ume ganz läi. Denn im wahre Grund hets em nit gfalle. Schöni Hüüser sy's gsi, da'sch wohr, aber nit emol es Schüürli dra, keis Gülle-loch, kei rechte Misthuuffe, kei einzige! Kei Garte, kei Pflanzplätz, keis Veh — 's nimmt ein Wunder, was die Lüüt au esse 's Johr uus und y. 's wird au schmal gnue zuegoh.... Kei Chüeh- oder Roßchomet, kei Heuwage, nit e mol e Grasbähre vor de Hüüsere, keini Holzbygene, kei Wedelehuuffe — 's gseht grad uus, as wäre's alls Pfarrhöf. Und wie die Lüüt närrisch agleit sy, bsunders d' Wybervölchli! Händschen a, z'mitts im heiße Summer und Tüechli über's Gfräs abe, Fleugegarn — nei, cha mr au! Und wie gspränzelig die Jümpferli sy, nit dicker um d' Weichi ume, as en Arm — die wäre nit guet für cho z'hacke uf's Schlegel-feld uusen oder gar für's Mistlade. Und das Fleuderzüüg, wo sie aghenkt hei und en Ell läng am Bode noche schleike — und das Gragöhl i dene Gasse, me git fast e Narr.... Und em Benz isch's würklig schier trümlig worde im Chopf vom luegen und lose. Do hätt 'r's nit lang uusghalte.

Und wo dr Vetter vom Achehren und Wytrinke brichtet,

chratzet 'r verlege im Hoor und seit: „Göiht afe, göiht! I chume vielleicht au. Zerscht wüll i no chlei verschnuufe. . . ."

Er setzt si uf ene Wehrstei i Schatten und stellt 's Seckli a Boden zwüsche d'Bei und luegt umenand. Linggs die unendligi Stadt mit dene tuusig Hüüsere und viele Gassen und Brügge, wo's surret, vo wytem her, wie im enen Imbfaß inn; rechts zue syne Füeße dr See, glatt wie ne Spiegel und glitzerig im häle Sunneschyn; druff tanze die schmale Weidlig und länge Barche; i dr Nööchi, satt am Bord, ruihet 's Dampfschiff, das grüene, verguldete, und rüücht us sym höche Cheemi, as thäte sie Herdöpfel schwelle für die halbi Stadt. . . . Und die grüene schattige Bäum, die wyße Hüüser am See, so wyt me gseht, eis schöner und fürnemmer as 's ander. Und Fuehrwerch chöme's cho z'fahre, Guutschen und Scheesen, ne ganzi Mengi, und Herrschafte stygen uus, Gufferen und Drucke werden abglade ne ganze Huuffe. Au Lastwäge chöme cho z'fahre, mit schwäre Chiste und Waareballe, wo setten yglade werde i's Schiff. Und Eine, wo ne blaui Muntierig ahett, hoopet dene Burschte, wo umestöih: „Hee do, dir fuule Koge, trawali! I d' Händ gspeut und si grodt! Gsähnd 'r de nüd, wie viel as yz'laden isch? Das mueß i zeh Minute fertig sy, bym Äid, oder — —"

Do denkt dr Benz: „Do git's sicher no Öppis z'verdiene!" Und 'r frogt dä Herr: „Sell i öppen au helfe?"

„Worum de nüd, wenn dr Freud händ? Nume zuegriffe!"

Und dr Benz leit au Hand a, hilft die schwäre Chisten und Guffere zum Schiff zue und über d' Brügg yne dröhle, eini um die anderi, bis em dr Schweiß dur e Zwilchchittel uuse chunnt. Am End werde sie doch fertig und no zur rechte Zyt; und dr Öberist seit: „Do, Mano, händ 'r zuem ene Most!" Und git em Benz drü Bätzi. Und dr Benz freut si nit weni. „Die hüttige feuf, und d i e drei Batze — do wird's für das Ryte ömel nümm 's Tüüfelsvieli choste!"

Aber das herte Schaffe het en gwolti hungrig und durstig gmacht. Drum wüll 'r hurti no chlei Zimmis näh — aber wo isch 's Seckli hi cho? Do satt nebe Wehrstei zue het 'r's gstellt

gha, aber herrjesis! 's isch nümme do.... 's Hoor isch em z'Berg gstande vor luter Schrecke. Er schreit, so luut 'r schreie cha: „Mys Seckli — wer het mr mys Seckli gno? Dä Schelm, dä Räuber!" .... Alls stoht still und luegt dä Ma a, wo thuet wie unsinnig. Do seit Eine: „Chönnt's öppen äis sy, wo dert die Hünd umezerre?" — Und richtig, nes Halbdotze Hünd, vo alle Rasse, schleipfe dä Zwilchsack uf dr gstaubige Stroß ume und helche nand drum bis uf's Bluet. De sie schmöcke dr Speck wo drinn isch und 's Säuzüngli und dr Räste Chrüschweggen und dr sechst Pfannchueche, dä übernächtig, ätzetera. Und die Schiffschnächte und au Anderi lachi si schier z'Tod ob dem Gspaß und d'Buebe gragöhle wie bsesse. Dr Benz aber längt no sym zolldicke Chnörzlistäcke und fahrt wie wüethig über die Hünd her, zwickt eine linggs, dr ander rechts über die Rüppi yne, aß sie luut uufheule, und — 's Seckli isch grettet.

„Was isch gange?" frogt dr Vetter, wo mit sym Wybervolch grad zue dem Spetakel cho isch.

„Was gangen isch? Do lueget das Seckli a...." Dä guet Benz cha vor luuter Aerger und Astrengig schier nümm zum Othe cho. „Do, 's Seckli!" seit 'r. „O do, i dr Stadt, hei sie Hünd, me sett sie all verschieße mit Huut und Hoor! Und d' Lüüt au, wo no lache chönne, wenn's eim schlecht goht, lache chönne wie d' Narre! O do blyb i kei Sekunde meh. Furt wei mr, uf dr Stell! Und wenn 's Schiff no nit wüll abfahre — mira wohl, i goh z'Fueß! Jo lieber z'Fueß goh, as mit dem verfluechte Uusschänzelerzüüg fahre...."

Dä guet Chnab isch ganz uwirsch, und dr Vetter und d'Basen und 's Mareili hei gnue z'thue gha, für en z'begüetige. Endlig hei's en doch uf's Schiff chönne mehre. Und gly druuf het's afo schellen, und pfyffe und 's Schiff het afo bärzen und schnuufen und schwanke, und d' Stadt mit ihre Hüüseren und Brüggen und Bäumen isch eister wie wyter zrugg gwiche, uf em Verdeck het ne Muußig afo spiele — o da'sch prächtig gsi z'luegen und z'loose! Und drno die herrlige Landschaften und schöne Hüüser und Dörfer und Wälder, wo linggs und rechts vom See

verbygschwumme sy, die Rebe, wo dä berühmt Züribieter Lagohte wachst — dr Vetter und syni Wybervölchli hei schier d' Augen uusgluegt! Dr Benz aber het dry gluegt, wie ne Muni i ne Chrishuuffe; er isch no eister chybig gsi wege dr Affäre mit em Seckli, und het drzue nit emol dörfen abhocke, het gmeint, das chost öppis, äxtra. Sy einzige Trost isch gsi: Die ganzi Fahrt het nummen acht Batze kost, letschti Klasse, grad so viel, as 'r hütt verdienet heb, uf die und diesi Art!

Und süüferli het 'r si hinter dene Lüüte dur uf ene abglegne Poste gmacht; dört isch 'r uf e Bode ghocket und het sys liebe Seckli uufthо und es Schlückli Bätziwasser gno und dr letzt groß Pfann-chueche uuse zerrt und en g'esse bis uf enes chlys Schwänzli. Das Restli het'r über Bord gworfe, und d' Fisch hei gleitig drno gschnappet, aber ebe so gleitig wieder lo fahre. Au e Schnydete rauhe Speck het 'r gspiese und e Mumpfel Chrüschwegge drzue. Und wien 'r si so gsättiget gha het, isch notisnoh au dr Chyb verschwunde. Er isch syni Lüüt go uufsueche und het gseit: „Ne schöni Uussicht isch's, da'sch wohr; jetz han i's au gseh! So ne See isch eigetlig keis Narrewese, bsunders wenn me's vergebe chönnt aluege. Feste Boden aber, gueti Acher und Matte, ziehn i em Wasser doch vor.... Wie spot isch's ächt? Ha my Uhr deheime gloh, ha denkt, 's sig doch nit z'traue uf dr Reis."

„Jetz isch's drü verby!" antwortet dr Vetter. „Am Vieri sy mr z'Richterswyl. Vo dört gohts halt wieder z'Fueß bis yne." Au er und sy Wybsami sy gar guet uufgleit. De drwyle, wo dr Benz absyts gsi isch, go „d' Uussicht luege", hei sie gslingg Ysicht gno vo 's Vetters Reistäsche; und do het si no nes großes Stückli Hammewurst vorgfunde und es paar früschi Milchweggli und e Schlegel Rothe, Alls vom Ländiwirthshuus noche. —

Da'sch no nes müeihsams Stücki Weg gsi, bis uf Äisele Alls Berg uuf! D' Base hätt's halt nit möge präстiere. Drum het sie dr Vetter z'Schindelegi i Postwagen ypackt, mit der Marsch-ruute „Posthuus, hiehar Äisele!"

Dört sy sie au wieder ordli z'säme troffe. Und hei e chlei

Rast gmacht, die olte Lüütli bim ene Glas Wy, 's Mareili bim ene Chacheli warme Gaffee, dr Benz bim Most, dr Schoppe für zeh Santine. Drzue het 'r dürr Bire käfelet, dürri Channebire vo deheime noche.

Und bold hei sie die zwee hööche Thürn gseh glitzere im Sunnenuntergang, und 's Gnadenort het si vor nen uufthо, uus sym Chranz vo finstere Tannen uuse.

Do isch aber kei Chlynigkeit gsi, ne Herberg überzcho, so viel frommi Lüüt sy selb Obe z'säme cho, i dem chlyne Stedtli. Vieli hei müeßen uf Stüehl und Bänk schlofe, und au em Benz wär das 's Liebste gsi, wegem Nüütchoste.... Aber dr Vetter het gseit: „Nütewegg! J's Bett muesch cho, 's isch bstellt! Uf de Bänke z'ligge, das macht gar müedi Bei, und morn wärisch chrüüzlahm und verheit, öppis grüüsligs. J's Bett, Benz, i's Bett!“

J's Bett. Und was für nes Bett? Dr Benz het gmeint, 'r fall untenuuse, so lind isch es gsi. Aber 's Dackbett so etsetzlig churz, es isch em chum cho bis halbuufe; und d' Nacht isch no ordli chüel gsi i dem Winterloch inne.

Au süscht isch 'r nit wohl glege trotz dem erstuunlig linde Bett, und hett schier keis Aug chönne zuethue. Worum? Wege dene zwee Kerlese, wo au no i selbem Zimmerli gschlofe hei, wild-fröndi Burschte, weiß kei Mönsch woher.... Sie schnarchle, aß fast der Jibs vo de Wände gheit; aber thüei se si nit öppe nume verstelle? Jhm isch's Angst worde wege der Chnuppele Geld, wo 'r bin em gha het. Z'erst het 'r sie unter 's Chopf-chüssi tho. Aber wie liecht hätt mr em sie währed em Schlof chönne fürezieh? Druuf leit 'r dr Geldseckel uf e Buuch und deckt beed Händ druuf. Au däwäg dunkt's en nit sicher gnue. Drum nimmt 'r en untefür und lyt druuf — ach, wie hert sy die Feuf-lyber, so förchterlig hert! Endlige het en doch dr Schlof überno und d' Müedigkeit. Do foht's em aber aso traume vo Schelmen und Mördere, und 'r schreit wie am ene Messer: „Heit en, heit en, dä Galgestrick!“ Und isch uufgschossen im Bett und het tho wie wild; aß es e Lärme gä het schier im ganze Huus ume,

und em syni Zimmerkamerate, weltschi Franzose, wüescht gseit hei und bugeret öppis grüüsligs — —

Und das Schlofe het acht Batze kost, denk mr au: acht Batze! O wie het en das Geld graue!

Sobald aß's es e chly taget het, isch mr i d' Chilche gange; die isch ganz gstacket voll worde, Lüüt us alle Herre Ländere hei si füredrängt, em Bychthuus zue, Vieli sy sogar nit yne cho. Euse Benz aber, no eister e chly uwirsch wege dr Uerti, het syni starke, herten Ellböge bruucht uf ene ganz ufyni Manier und sie dene zarte Wybervölchlene und mindere Mannlene i d' Rüppi gstoße, bis sie zrugggwiche sy.... Und 'r het sys Gwüsse glöst bis uf e Grund. Er het sogar die Sünde vo syne Dienstbote no bekönnt, wie träg sie sygen und schmäderfräßig, und wie sie em liebe Gott dr Tag, ihm aber dr Lohn abstehle, schier Johr uus und y. ... Bis em dr Bychtvatter abgwunke het und seit: „Mr wein is einstwylen a Eurere Sache halte...."

Die ganzi Andacht het duuret bis gege de Zwölfe. Do isch mr go z'Morgen- und z'Mittagesse mitenand, grad i's erst best Wirthshuus yne. Do isch kei Zyt me gsi zum vörthle, dr Hunger het Alls überwoge. Und dasmol füfzeh Batze — füfzeh Batze für nes Bitzeli dünni Suppe, nes Schybli magers Rindfleisch und drü Gäbeli voll Gmües, es Glas Wy — nei, da'sch doch nümme zum Ushsolte gsi! Drum wo dr Vetter meint: „Jetz göih mr denk no uf e Rigi und de uf Bruederchlause, wie's albe dr Bruuch gsi isch bim Wollfahrte," do isch em Benz 's Güegi gstiege. „Nüt ewegg!" het 'r gseit, „heizue gohn i, dr erst best Weg! 's het öppe scho Geld gnue kost! Z'Äisele bin i jetz gsi, wien i's dr Muetter versproche ha, und drmit hollah! 's weiß kei Mönsch, wie's deheime zuegoht drwyle!"

Und 's Mareili git em Byfall: „Au ig sett hei, ganz nothwendig! Gwüß isch jetz der Lewat ryf; und d' Rüebli müeßen au no einisch ghacket sy. Sie werde blange...."

Do schenkt dr Vetter y und seit: „He nu so de! Wenn's nit anderisch sy cha, so müeße mr halt scheide. Denn ig und 's Müetti göih uf Bruederchlause, hei's versproche bi dr große Brunst

— gell Müetti? Zum Abschied trinke mr z'säme no nes guets Fläschli — hee, Frau Wirthi, ne Fläschen Ywoner uf's Ladli, gflingg!"

D' Basen aber müpft en mit em Ellbogen und seit: „I wüll jetz my Meinig au säge: „Mir reise no mitenand bis uf Aegeri im Zugerbiet. Vo dört isch's no ne gueti Tagreis bis hei. Mir Zwöi schwenke denn linggs ab und göih hintenuusen uf e Rigi. Ha die Tour au scho gmacht, mit eusem Chlausi selig."

„Yverstande!" het's gheiße. „Also uufprotzt, uf Aegeri zue!"

— — — — — — — — — — — — —

Mörnderisch finde mr eusi zwöi Lüütli, nämlig dr Benz und 's Mareili, scho wyt ussen im Luzernerbiet.

Dr Benz het selb Tag wieder alli Glegeheit gha, z'gseh, wie überuus huuslig und aschicklig das Meitli isch. Zwöi Mol no het's sys Gaffeepulver z'Ehre zoge und was es drzue kost het, da'sch ne wahri Bagatell gsi!

Bete hei sie nümme recht möge. Aber churzwylig brichtet het das Meitli, über 's Buurewese, über 's Säumäste, über d' Hüehnerzucht, über 's Pflanzzüüg, über 's Garnbuuche, über 's Spinnen und 's Schofbschääre, und 's Ankemache, und 's Chleiderspare, und 's Schuehsalbe, über e Rüebligaffee, und alli die chlynen und große Vörthel im Huuswese — dr Benz het nit gnue chönne losen und einisch über anderisch denkt: „So git's e keis, uf dr wyte Welt nit!"

Und z'Oben am Feusi, wo sie uf Santurbe cho sy, und 's Meitli gseit het: „So, jetz scheidet euse Weg," und en so fründlig und doch so beduurlig agluegt het, do isch's em Benz uf einmal ganz warm worden um's Herzgrüebli ume, wie sym Lebe no nie.... Und 'r nimmt 's Meitli bi dr Hand und seit: „Nütewegg, i lo di nümme goh! Du muesch mit mr hei cho zue dr Muetter.... Und aß ig's grad säge: Myni muesch werde, my Frau! Wotsch mi, he? So red denn au!"

Und 'r luegt's so treuherzig a.

's Meitli het uf eimol ganz rothi Bäckli übercho. „Dr machet denk nume Gspaß.... Da'sch nit schön von Ech!"

„Ig, dr Chleimattbenz, Gspaß? Nei, Ernst isch's mr, dr heiligst Ernst! So red denn au, Mareili!"

„'s chunnt mr so ungsinnet!" seits verschämt, „ha no nie a's Hürothe denkt. . . . Dr Vater, eusi deheim — was wurde sie säge, wenn i furt gieng —"

„Lo das nume mir über, ig wüll scho mit ne rede!" rüeft dr Benz ganz begeisteret. „Säg ume du emol Jo. . . . Gell, du wotsch mi? Lueg, du muesch's guet ha bi mr! Ha jo Sache z'gnue, Alls was me bruucht im ene Burehuus inn. . . . Und channsch Meister sy im Schoche, i dr ganze Huusholtig, zäntume — do hesch d' Hand druuf, Mareili! I ha's jetz gseh, dir darf i's avertraue! Und wüll di nie höhn mache und dr Alls thue was gern hesch. . . . Gell, Mareili, du seisch Jo?"

„Jo!" seit 's Mareili endlige. Und dr Benz isch höch uufgumpet vor Freud mit sannt em Zwilchsäckli und hätt gern ne Juzger uusgloh, aber dä het nit recht welle grothe. Und die Wyber, wo i dr Nööchi gwöschet hei, hei z'säme gseit: „Lueget au däi Kerli a — isch dä ächt au no gschyd?"

Dr Benz aber, i syr Herzesfreud, het si um die ganzi Welt nüt kümmeret. „Chumm!" het 'r gseit, „do i's Wirtshuus yne, jetz reut mi ne Halbi Wy nüt und wenn sie ne ganze Franke thät choste! Jetz han i nen Äiserlerchroom, ne schöneren nnd chöstligere git's kein uf dr Welt! D' Muetter wird luege! Und Freud ha. . . . Und dr Veter wird lose!"

As wenn dä schlimm Vetter das Alls nit agspielt und scho voruus gseh hätt, Alls wie's cho isch! Und 's Mareili unterwiese für sys Thuen und Lasse! Und d' Muetter het au um die Brittlete gwüßt — jo sie, grad sie isch a Allem d' Schuld gsi, het dr Vetter uufgstüpft, er sell em Bueb doch es rechts Meitli zueha, nes bravs und grantschierts, uf e Rychthum bruuch 'r nit apartig z'luege. . . .

Und die Eigeschafte hei bym Mareili ytroffe, uf's Tüpfi. Vo feuf Meitlene 's öltist, achtezwänzg Johr olt und no kei Schatz, ömel kei annehmbare Schatz — wie hätt's nit sölle zuegriffe, wo dä rych Buuresohn, mit dem prächtige Heiwese, aghoschet het?

„Und isch 'r au ne chly nen Uschymbere und nes Bitzeli wunderlig — i ha ne grad anderisch, lueget de!“ So het 's Mareili gseit.

* * *

Was selle mr no meh brichte? J drei Wuche scho isch 's Hochzyt gsi; do het nüt gmanglet, de dr Vetter het befohle.... Er isch au dr Lüstigist gsi vo allne Gäste und het no mit dr Bruut tanzet, ne prächtige Walzer, und ne Juuzger uusgstoße wie ne Junge, aß d' Base gseit het: „Aber nei, Hans, schäm di au so z'thue!“

Und dr Benz het i syne neue guettüechige Chleidere und dem fyne grigete Hömli, won em d' Bruut gschenkt het, ganz es anders, recht hübsches Uussäche gmacht, me het si recht müeße verwundere! Und glachet het 'r mit em ganze Gsicht. — —

Wie het 'r aber mörnderisch Auge gmacht, wo die jungi hübschi Frau ihri Gufferen und Chisten uuspackt het? Do sy chrydewyßi Strümpfli zum Vorschyn cho, mängs Dotze, und wyßi Junti mit handbreite Spitzlene dra, und Manschettli und Chrägli und Höseli.... Und rothi und wyßi Fensterumhängli....

's isch em Benz schier gschmuechtig worde. „Umhängli?“ seit 'r, „ au Umhängli — für was das?“

„Aß mr nit yne gseht,“ antwortet 's Mareili, „und au aß's em Huus wohl astoht!“

„Und die Chleiderpracht....“

„Die het my Vater zahlt und die stoht mir guet a und macht dir und em ganze Huus Ehr, au wenn ig si 's Johr numen einisch sett alegge. Oder sells öppe heiße, du hebisch nes Fötzelmeitschi ghürothet? Selle si 's Gspött ob dr ha, im Dorf inne?“

Dr Benz chratzet verlegen im Hoor und seit endlige: „Uf en Art hesch recht, se mira denn!“

„Und,“ seit 's Mareili wyters, „aß grad alls muesch wüsse: J will schaffen und huusen uus Lybeschrefte, du muesch mit mr z'friede sy, Benz! Aber leben und choche thuen i, wien i's deheim gwohnet gsi bi, das heißt gnue und guet, für eus und au für d'

Dienste! De ma mr au chäch schaffe. So wüll i's ha, das wäscht dr Rhyn nit ewegg, de i dene Stucke, im Huus inn bin ig Meister, hesch mr's jo versprochen i d' Hand yne, selbmol z'Santurben inne, weisch no? Dusse, uf em Land und i Stall und Spycher, do sellsch du z'regiere ha, dinnen ig, gell Benz? So wei mr's mache und dr schön Friede ha z'säme — gib mr no einisch d' Hand druuf — so, jetz bisch e liebe. . . .“

No paarmol no, wenn em öppe 's Esse z'chöstlig vorcho isch, hätt er gern d' Nase aso rümpfe. Do het 's Marceli nume dr Finger ufgha und gseit: „Bst! Weisch, was versproche hesch?“

Und notisno het 'r si au i die neui Ornig gschickt, jo, 's het em selber aso g'falle, uf die Manier. Und d' Muetter het gseit: „Benz, du settisch all Tag Gott danke, aß so ne haudentischi Frau übercho hesch. . . . Dr Vetter aber, das wüll dr jetz scho säge, dä thuesch mr de für Götti froge, bi Lyb und Sterbe kei andere! Er het's verdienet, um eus beedi z'säme. . . “



Aus einem Pestalozzi-Brevier.

Zusammengestellt von einem Verehrer unsers großen Zürchers.

Ich habe keinen Teil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen; aber was sie fromm und brav und treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz und was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streit, uns Allen und für uns Alle in unsere Herzen gelegt.

Den 25. Hornung 1781.

Pestalozzi.

Die Wohnstube und die Familie.

1. „Wer nicht in seiner Jugend in den festen Schranken eines ordentlichen Hauses gewandelt und nicht von seinen Eltern zu seinem Nahrungserwerb sorgfältig angeführt, vorbereitet und ausgebildet worden, der wird sich mit allem Guten und allen Anlagen, die er haben mag, auf einen mißlichen Fuß in diese arme Welt hingeworfen sehen."

* * *

2. „Der Mensch muß für sein Herz so etwas wie einen Feuerherd haben, an dem es für ihn immer warm ist; und das ist ihm die Familie. In dieser muß er sich erholen, erfrischen, erwärmen und ausruhen. Von ihr erquickt geht er dann wieder in Holz und Feld und an jede Arbeit, die sein Beruf ist. In ihr wird zu Allem wie angezogen, was er noch so Entferntes in der Welt, Rechtes und Gutes thun solle. Selbst die Menschenliebe keimt nicht im wilden Boden des herumlaufenden Lebens; sie fordert Wartung und Pflege in der Wohnstube, so wie die feinste Pflanze des Gartens Wartung und Pflege im Treibbeet fordert. Ist sie dann aber erstarkt, so versetze sie in allen Boden, wo du willst, und sie wird dir gedeihen. Wenn der Mensch als Sohn, als Vater, als Tochter und Mutter, als Bruder und Schwester recht und brav ist, so komm mit ihm hin, wohin du

willst, er wird allenthalben recht und gut sein. Ist er aber in seiner Wohnstube nicht brav, fromm und gut, so wirst du nie etwas Sicheres an ihm haben, du magst ihn in der Welt brauchen wollen, wie und wo du willst."

* * *

3. „O, es ist ein heiliger Ort um die Wohnung des Menschen; da kennt, da versteht man einander; da geht einem so Alles ans Herz; da soll man einander lieb sein, wie man sonst nirgends in der Welt einander lieb ist; da ist es so still; da ist nichts Fremdes."

* * *

4. „Das Arbeiten in der Wohnstube, mitten im Kreise geliebter Kinder und Hausgenossen ist ein heiliges Arbeiten; es wird mit Umgebungen unterstützt, die das Menschenherz von allen Seiten zu menschenfreundlichen und seelerhebenden Gefühlen und Gesinnungen hinlenken. Allenthalben, wo Vater, Mutter und Kinder unter einem Dach beieinander wohnen und ihre Hausthüre vor jedermann schließen können, den sie nicht gerne neben sich sehen, da wirst du ein besseres, christlicheres, vernünftigeres Hausleben finden, als wo die Wohnstube verödet und die Menschen haufenweise den Tag über in Fabrikstuben oder im Felde leben, auf dem sie eigentumslos in Frohn- und Lohndiensten den Tag über zusammen arbeiten. Es ist unglaublich und wird durchaus nicht genug beherzigt, was das reine häusliche Leben für bildende Kräfte für die Menschheit hat und wie sehr der Mangel dieses gesicherten häuslichen Lebens das Menschengeschlecht im Wesen seiner Bildung zurücksetzt."

* * *

5. „Welch ein Segen, wenn es geschieht, daß die Edeln des Volkes die Quelle des Verderbens der Zeit im Mangel der heiligen Kräfte des Familienlebens des Volkes erkennen und Allem aufbieten werden, den Grundübeln unserer Tage durch Wiederherstellung und Wiederbelebung seiner heiligen Kräfte ein Ziel zu setzen."

* * *

6. „Bücher müssen einer Hausmutter höchstens wie der Sonntagsrock sein."

Bern. (Fortsetzung).

Nr. 16. **Herm. Sager:** „Erinnerungen a. d. Maderanerthal", **A. Gaudard:** „Ein gutes Gewissen", à 10 R.

Nr. 17. ** „Das Anstaltsleben e. Taubstummen", **Sohnrey:** „Der a. Schuhmacher v. Hülbichsdorf", à 10 R.

Nr. 18. **Kachelhofer:** „Bilder aus dem russisch-türkischen Kriege 1877/78", à 15 Rp.

Nr. 19. **J. Normand:** „Frauenmut", **Emil Frey:** „Das Grab auf der alten Farm", **G. J. Kuhn:** „Der blinde Geiger", à 15 Rp.

Gebundener Band mit Nr. 1 bis 10 zum Preise von Fr. 2. 70.

Sechzehn illustrierte Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz, herausgegeben von Otto Sutermeister. Weihnachtsgabe 1892, 10 Rp.

Schneeweißchen und Rosenrot, von J. V. Widmann u. s. w. Weihnachtsgabe 1893, 10 Rp.

Meine erste Seereise, von M. Haase, Weihnachtsgabe 1894, 10 Rp.

Aus Johannes Falks Leben, von A. Tanner; **Vom This der doch etwas wird**, von Johanna Spyri, Weihnachtsgabe 1895, 10 Rp.

Zürich.

*Nr. 1. **Gottfried Keller:** „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", à 10 Rp.

*Nr. 2. **David Heß:** „Die Rose von Jericho", à 10 Rp.

*Nr. 3. **P. K. Rosegger:** „Das Ereigniß in der Schrun", à 10 Rp.

*Nr. 10. **Ernst Audolt:** „Eine Nacht", à 10 Rp.

Nr. 12. **O. Haggenmacher:** „Kleine Geschichten", à 10 Rp.

*Nr. 13. **Rosa Maria Assing:** „Der Schornsteinfeger", **Fritz Marti:** „Die Perle", à 10 Rp.

Nr. 14. **B. Björnson:** „Ein fröhlicher Bursch", à 15 Rp.

*Nr. 15. **David Heß:** „Elly und Oswald", **Aus Erheiterungen:** „Friede ernährt", à 10 Rp.

Nr. 16. **Heinr. Pestalozzi:** „Lienhard u. Gertrud", à 30 Rp.

Nr. 17. **Emilie Tegtmeyr:** „Lebenskämpfe", à 15 Rp.

Nr. 19. **Leopold Kompert:** „Der Min", à 10 Rp.

Nr. 20. **Jakob Frey:** „Das erfüllte Versprechen", **L. Rellstab:** „Die Blume des Gebirgs", à 15 Rp.

NB. Die mit * bezeichneten Nummern sind in Neuauflage erschienen.

Vorstände und Verkaufsstellen des Vereins für Verbreitung guter Schriften.

(Fortsetzung.)

LUZERN. Vorstand: J. Zimmermann, Redaktor; D. Widmer, Strafhausdirektor; E. Röthelin, Stadtrat; Hs. Luternauer, Lehrer, Depothalter.

Hauptablage: Hs. Luternauer, Lehrer.

Ablagen:

Ballwil: Bühlmann, Posthalter.
Brunnen: Hch. Leuthold z. Bazar.
Buochs: J. Bisi, Uhrenmacher.
Doppleschwand: X. Wicki, Lehrer.
Eigenthal: Burri, z. Kurhaus.
Emmenbrücke: Konsumdepot.
Engelberg: R. Heß, Buchhandl.
Erstfeld: Thalmann-Indergand.
Eschenbach: Frau Bühlmann, Telegraphistin.
Escholzmatt: Arnold, Buchdrucker.
Ettiswil: A. Kilchmann, Negt.
Gerliswil: J. Ambühl, Negt.
Großwangen: J. Bossart, Negt.
Hergiswil: K. Haas, Kurhaus.

Hitzkirch: E. Danner, Sattler.
Hochdorf: Bachmann, Stationsvorst.
Horw: Deuber, Schlosser.
Kägiswil: J. Lochmann, Stationsvorstand.
Kriens: Th. Bell & Cie., Maschinenfabrik; Jost-Buholzer, Negt.; Konsumdepot.
Lachen: Kafader-Diethelm, Negt.
Luzern: Geschw. Doleschals Buchhdl.
Frau Prell, Buchhandlung.
Gebhardt „
Frau Grüter, Alpenstraße.
Exped. des „Tagblatt", Baselstr.
„ „ „ Kornmarkt.
Stirnimann-Nifeler, Zürichstr.
Fries-Ronca, Kapellgasse.
Lustenberger-Netzer, Negt. Obergrund.
Cäsar Nigg, Neg., Kollegiumbg.
Hch. Peter, Zigarrenh., Zürichstr.
Röthelin, Uhrenm., Hertensteinstr.
E. Röthelin, Zigarrenh., Stadthof
Fr. Erni-Erni, Ngt., Hertensteinstr.
Ruepp-Gloggner, Geschirrhdlg., Unter der Egg.
Sidler, Negt., Hertensteinstr.
Frl. Söll, Kramgasse.
E. Strübin, Negt., Weinmarkt.
Konsum-Ablage, Baselstraße.
„ „ Hirschengraben.
„ „ Hof.
„ „ Eisengasse.
„ „ Neustadt.
Frl. Weiland, Barfüßerplatz.
J. Schmidlin-Amlehn, Pfisterg.
Frau Hohler-Hofer, Negt., Birreggstraße.
Achermann, Zigarrenhdlg., Hertensteinstr.
Baumgartner, Coiffeur, Zürichstr.
Malters: B. Fuchs, Negt.; Ruegg, Stationsvorstand.
Neudorf: A. Stählin, Lehrer.
Nottwil: E. Felber, Stationsvorst.
Perlen: Niffeler, Posthalter.
Pfeffikon: E. Dové.
Reiden: A. Felber-Arnold.
Rickenbach: J. Habermacher, Negt.
Rothkreuz: A. Glaser, Bahnhof-Restaurateur.
Sempach: Schürmann, Posthalter.
Sursee: F. Staffelbach, Buchbind.; Konsumdepot.
Sprengi: Ineichen, Lehrer.
Stans: Christen, Coiffeur.
Triengen: Winiker, Lehrer.
Vitznau: A. Küng, Posthalter.
Willisau: G. Disler, Buchhandlg. Zwimpfer-Meyer.
Weggis: Urech-Dahinden, Negt.
Wolhusen: R. Schürmann.
Zell: B. Birrer, Negt.
Murgenthal: Künzli & Plüß.
Muri: Friedrich Beck.
Murten: Bischoff, Papeterie.
Neuhausen (Schaffh.): Pfr. Christ.; W. Brütsch.
Neunkirch: Pfr. Carl Stuckert.
OLTEN. Vorstand: Dr. A. Christen, Arzt, Präsident; J. Bachmann-Schmidt; K. Gilg, Pfr.; W. Geyer, Pfr.; G. Zehnder, Bez.-Lehrer; Dr. M. von Arx, Arzt; A. Gaugler, Lehrer.
Hauptablage: **Albert Munzinger**, Buchbinder, in Olten.
Ablagen in Olten:
die 4 Verkaufsstellen d. Konsumv.;
Alfred Michel, Buchbinder;
Portier der Hauptwerkstätte;
E. Munzinger, Spezereihandlung.;
Wwe. Wahl, Spezereihandlg;
Frl. Th. Grob, Spezereihandlung.
Däniken: Rütti, Negt.
Dulliken: Clemens Studer, Lehrer.
N.-Erlinsbach: H. Buser-Buser.
Grezenbach: Th. Studer, Lehrer.
Hägendorf: Lehrer Leuthi.
Kienberg: Hürli, Negt.
Lostorf: J. Annaheim, Spezereihdl.
Nieder-Gösgen: Ammann Meyer.
Ober-Gösgen: Jos. Meise, Hdlg.
Neuendorf: Ad. Heim, Uhrenhdlg.
Oberbuchsiten: Studer, Posthalter.
Rickenbach: A. Borner, Negt.
Rothacker: Straumann, Negt.
Schönenwerd: Vorstand: Wyser, Fabrikant; C. F. Bally, Söhne.
Ablagen: Jugend- und Volksbibliothek; Konsumdepot; Widmer-Roth Netting, Coiffeur; Geschw. Käser, Saal des Kosthauses; Bernhard Widmer.

Verein für Verbreitung guter Schriften.

Basel, No. 29.

Die Frau des Geschworenen

(Mit 2 Bildern von Paul Thumann.)

Der Blitzschlosser von Wittenberg

(Mit 2 Bildern von Adolf Menzel.)

Von

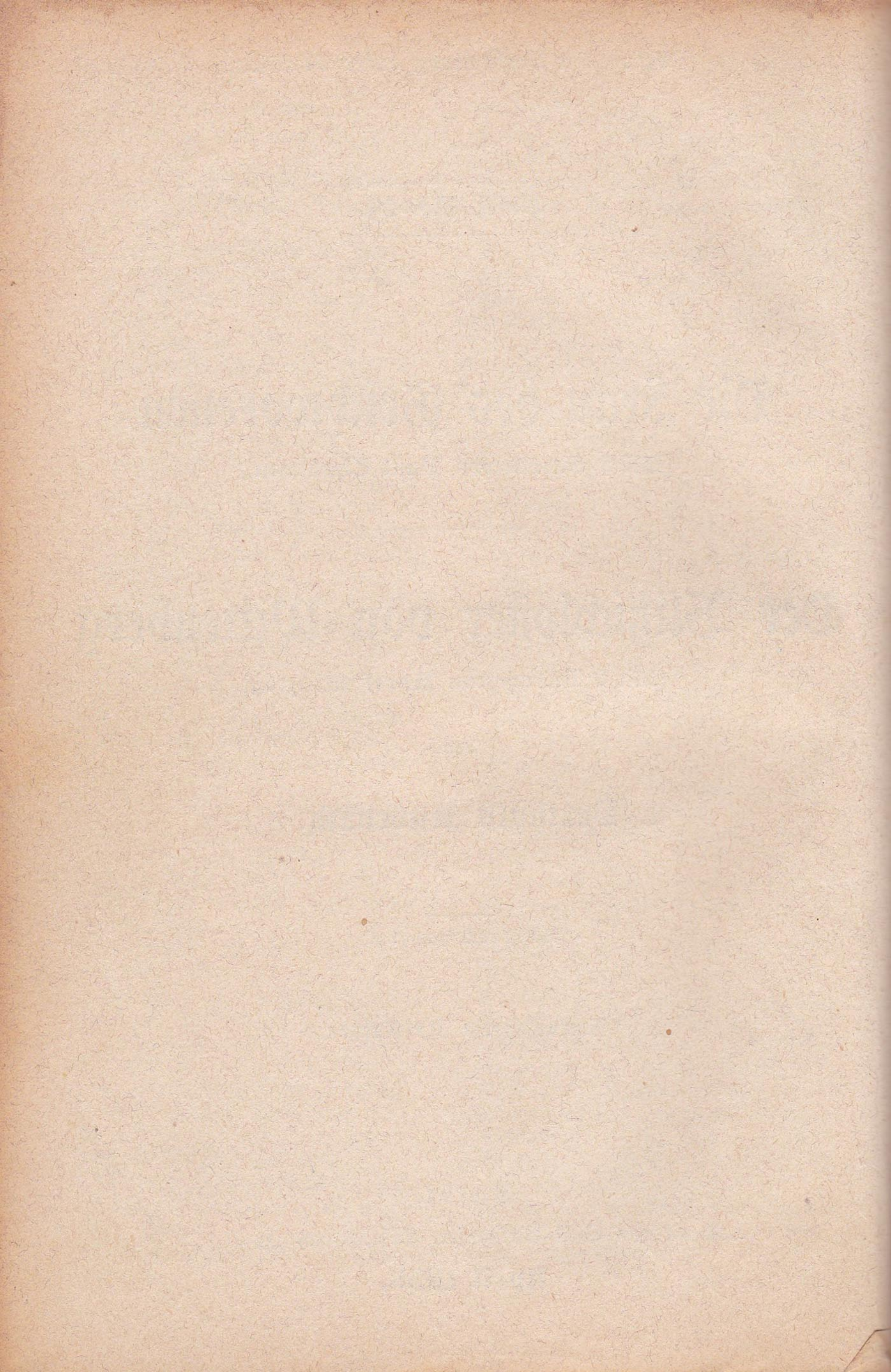
Berthold Auerbach.

Verkaufspreis 10 Rappen.

Basel.

Druck von Emil Birkhäuser, Elisabethenstraße 11.

April 1896.



Die Frau des Geschworenen.

Eine Erzählung.

I.

„Ich möchte nur wissen, was du immer und ewig in den Akten zu kramen hast. Ich wollte, du könntest nicht lesen und nicht schreiben."

„Wer nicht schreiben und nicht lesen kann, ist in gewisser Art stumm und blind."

„Ich meine nur, wenn du nicht so gut schreiben und lesen könntest, würden sie dir in der Gemeinde nicht alle Geschäfte aufladen. Im nächsten Monat sind es zwei Jahre, daß wir verheiratet sind, und du bist einer der jüngsten Bürger im Dorf; sie haben dich in den Gemeinderat genommen und bürden dir nun alle Mühen auf. Der Bürgermeister hat's doch auch machen müssen, bevor du verheiratet warst. Du bist zu gut, du bist der Allerweltsdiener."

„Vernachlässige ich dadurch etwas? Ist die Ernte nicht gut herein? Ist mein Feld, mein Vieh nicht im besten Stand?"

„Das habe ich ja nicht sagen wollen. Im Gegenteil, gerade weil du alles so prächtig im Stand hältst, solltest du dir auch Ruhe gönnen und nicht noch jetzt am Abend den Schreiber machen für andere."

„Afra, es freut dich doch auch, daß ich die Ehrenämter habe, und es wird uns Segen bringen, daß ich jetzt Vormund von dreierlei Waisen bin."

„Jawohl, das ist alles schön und gut, aber es ist zu viel. Mein Vater hat's hundertmal gesagt: wer sich anderer Leute Sachen annimmt, der wird überlaufen, und wenn man einmal

nicht hilft, da ist's, wie wenn man sein Lebenlang nichts gethan hätte; drum ist's am besten, ganz davon bleiben. Es soll jedes für sich sorgen, und jedes hat genug für sich zu sorgen."

„Dein Vater wohnt da droben auf seinem Hof, eine Stunde abseits von allen Nachbarn, und da mag er's so halten und so denken; aber ich lebe mitten im Dorf und lebe gern unter den Menschen, und wie sollte denn die Gemeinde bestehen, wenn jeder sich von allem lossagen wollte, was die Gemeinde angeht?"

„Immer Gemeinde und Gemeinde! Ich hab' mein Lebenlang nicht gewußt, daß das etwas ist, was man jeden Tag hört; aber ich verstehe davon nichts, nur so viel versteh' ich, daß der Mann am Abend mit der Frau spricht und sich nicht dahinsetzt und immer Gemeindesachen liest und schreibt."

„Ich bin bald fertig, dann wollen wir plaudern."

Dieses Gespräch wurde an einem Herbstabend nach dem Nachtessen in einer großen Bauernstube in dem Bergdorfe Wellendingen geführt. Die Abende waren schon so lang, daß die Frau ihren Spinnrocken wieder vorholen konnte. Sie war eine schöne, stolze Bauernfrau, und Stolz — man sage was man will — ist auch eine Tugend, wenn es dabei bleibt, daß man auf sich etwas hält, sich selbst ehrt und dadurch nichts Unehrenhaftes über sich kommen läßt. Erst wenn der Stolz andere verletzt, da wird er zum Laster. Die Frau aber verletzte niemand, sie gab jedem, Reich und Arm, was ihm gebührte, im übrigen kümmerte sie sich nicht viel um andere Menschen. Sie stammte aus einem vornehmen, einsamen Bauernhof, da war man brav und fleißig, bedurfte aber keines Menschen Ansprache und keines Menschen Hilfe. Man lebte für sich. Drunten im Dorf richtete sich alles nach der großen Turmuhr, auf dem Weiherhof aber hatte man seine eigene große Schlaguhr, die am Giebel des Hauses angebracht ist, und wenn Menschen, die von draußen kamen, auch sagten, die Uhr ginge um Stunden vor oder nach, man änderte sie nicht. Wie die andere Welt lebt, darnach hat man nichts zu fragen, und nur der Kalender ist das einzige, was hier oben gilt; denn die Sonntage und Feiertage, daneben auch die Markttage, die kann

der Weiherhofbauer nicht setzen wie er will, da muß er sich, er mag wollen oder nicht, nach dem richten, wie es die andere Welt festgesetzt hat.

Etwas von der Eigenwilligkeit und Abgeschiedenheit des Weiherhofes hatte die Frau mit ins Dorf gebracht, als sie den Martin Sprösser heiratete. Sie lebte auch hier am liebsten für sich allein und abgeschieden; sie stand für sich selber und füllte ihren Platz rechtschaffen aus.

Martin besaß ein mäßiges Bauerngut und verstand es trefflich zu bewirtschaften, denn er war auch draußen in der Welt gewesen, und das kam ihm in manchen Dingen zugute.

Er hatte seine volle Zeit bei der Kavallerie abgedient, und es war kein geringer Ruhm, daß er eine Tochter vom Weiherhof zur Frau bekam. Das Paar paßt aber auch trefflich zusammen. Wie sie jetzt bei der Lampe in der Stube saßen, da gab die Jugendkraft, die Tüchtigkeit und Wohlhabenheit jedem Einzelnen einen besonders stattlichen Ausdruck. Die Männer im Dorf behaupteten: Martin sei der schönste Mann in der Gemeinde, und die Frauen sagten: Afra könnte die schönste Frau sein, wenn sie nicht immer so stolz dreinschaute.

Nach dem Gespräche, das wir so eben gehört, war's wieder geraume Weile still in der Stube. Martin saß hinter dem Tisch, kramte in den Papieren, verglich und rechnete; er sah dabei oft auf nach seiner Frau, die den Flachs so rasch aus dem Rocken zupfte und das Rad so emsig drehte, daß man wohl sehen konnte, auch in ihr drehte sich was und zupfte was. Dabei hatte sie aber die Augen niedergeschlagen und blickte in den Schoß.

Martin hatte schon mehrmals den Mund geöffnet, um ihr etwas zu sagen; er brachte es nicht heraus. Endlich sagte er:

„Es ist doch schön, daß die Schwurgerichtssitzungen auf den Spätherbst verlegt sind, wo alles bereits eingeheimst ist."

Er hoffte, die Frau würde etwas sagen, aber sie schwieg beharrlich; nur riß eben der Faden ab und schnurrte in die Spule. Sie beugte sich nieder, brachte die Spule wieder in Ordnung, und Martin hielt dazu die Lampe über den Tisch hinüber.

Auch Martin war der Faden abgerissen und er wußte ihn nicht so leicht wieder in die Hand zu bekommen. Er las wiederum in den Akten weiter, hielt den Finger auf eine Zeile, sah auf nach seiner Frau. Sie schaute nicht um.

„Der Küfer von Rottenbach kommt diesmal auch vor das Schwurgericht," sagte Martin. Auch das zog nicht, die Frau blieb stumm. „Es sind viele aus unsrer Gegend als Zeugen vorgeladen," setzte er nach einer Weile hinzu. Die Frau preßte die Lippen zusammen, aber sie fragte nicht einmal, wer denn vorgeladen sei. Endlich sagte Martin: „Auch aus unserm Ort ist diesmal ein Geschworener dabei."

„Doch nicht du?" brachte die Frau endlich hervor. Das Rad stand still, und ihre großen schönen Augen flammten unruhig.

„Ja, ich," erwiderte Martin.

„So?" Das war das einzige, was die Frau darauf erwiderte. Und das Rad ging so schnell und der Flachs wurde aus dem Rocken gezupft wie noch nie. Die Lippen der Frau zuckten und sie senkte ihren Blick wiederum in den Schoß; sie kämpfte ein Weinen nieder. Sie schluckte die Thränen hinab, aber die Thränen wollten als böse Worte herauf und sie hielt sich die linke Hand vor den Mund. Sie will gar nichts mehr sagen, kein Wort mehr. — Martin fragte wieder: „Warum redest du gar nichts?"

„Ich habe da nichts drein zu reden. Willst du gehen?"

„Ich muß. Es ist ein Ehrenamt. Ich bin von der Kreisversammlung gewählt."

„Da siehst du nun, wie recht mein Vater hat. Wenn man sich zu allem hergibt, dann fragen sie zuletzt gar nicht mehr und nehmen einen fort von Haus und Hof. Folge mir und zahle lieber die Strafe und bleib' daheim. Und du kannst jetzt gar nicht fort, derweil wir Drescher im Hause haben, Kraut schneiden müssen, Kartoffeln einthun, und alles voll Futterrüben ums Haus herumliegt."

„Bis ich einberufen werde, ist ein gut Teil abgethan und das andere in guter Ordnung, und du verstehst selber, die paar Wochen Alles in Stand zu halten."

„Ein paar Wochen?“ stutzte die Frau. Sie war ihr Lebenlang nicht zweimal über Nacht von daheim weg gewesen, sie fand es unbegreiflich, wie man das so leicht hinnehmen könne. „Ein paar Wochen?“ wiederholte sie. „Und du wirst da in der Stadt sein und gar kein Heimweh haben nach Frau und Kind?“

„Das werde ich haben und werde es verwinden. Schau, Afra, du bist doch gescheit und gut; so hör' mich gut an. Schau, wir haben's Gottlob gut, wir haben unser reichliches Auskommen, keine Sorgen um's Brod, und wir können noch jedes Jahr was erübrigen. Dafür muß man Gott bezahlen, oder er nimmt's gezwungen.“

„Das weiß ich und thu' darnach. Ich thue meine Schuldigkeit, ich gebe den Armen, wie sich's gebührt, das bin ich von daheim her gewohnt; damit hab' ich das Meinige gethan vor Gott, mehr fordert er nicht.“

„Ja wohl, es wird noch mehr verlangt. Ich habe Soldat sein müssen, und das Gesetz ist gut, daß jeder Soldat sein muß. Was alle angeht, da muß jeder dabei sein. Und jetzt bezahl' ich meine Steuern.“ —

„Ja, und wir sind hoch genug eingeschätzt.“

„Nicht höher als wir's ertragen können. — Ja, aber mit Soldat sein und Steuern zahlen ist die Sache noch nicht fertig. Soll es rechtmäßig und ehrenhaft hergehen, so muß jeder Bürger selber mithelfen, den Staat zu ordnen und Recht zu sprechen, wenn's von ihm verlangt wird. So lange nicht jeder willig und mit Freuden dabei ist, so lange haben wir kein Recht, über den Hochmut der Beamten zu klagen und daß die Bürgerschaft nichts gelten soll.“

„Brauchst gar nicht so viel zu sagen, ich versteh's doch nicht; nur so viel verstehe ich, daß du gehen willst, und ich kann dir's nicht wehren. Warum ist nicht der Bürgermeister gewählt, oder der Ölmüller, oder der Tobelbauer? Die sind alle reicher als wir und viel ältere Bürger. Ins Gesicht hinein werden sie dich rühmen, aber hinterm Rücken werden sie dich auslachen, daß du so gutmütig bist und lässest dich von Haus und Hof und Frau und Kind wegnehmen, für nichts und wieder nichts.“

So sprach die Frau zuletzt, während sie das Spinnrad bei Seite stellte und die Stube verließ.

Martin las noch eine Weile in den Akten, aber seine Augen waren trüb oder das Licht brannte nicht mehr so hell. Er mußte ablassen und ging zur Frau, die mit der Magd in der Küche am Herde stand.

„Ich komme gleich in die Stube," sagte die Frau, als sie ihm ins Gesicht gesehen. Sie wollte nicht, daß irgend eine Erörterung im Beisein der Magd stattfinde.

Martin ging in die Stube zurück, aber die Frau ließ ihn doch noch eine Weile warten, und in Martin stieg ein Ärger auf. Er war sich bewußt, das Rechte zu wollen und zu thun, aber auf dem Weiherhof war nur das das Rechte, was man dort wollte und dort that. Endlich kam die Frau und fragte: „Was hast du mir denn noch zu sagen?"

„Ich habe dir weiter nichts zu sagen."

„Wenn ich dich zurückhalten und bei mir haben will, so geschieht's aus Eifersucht und Liebe. Ich will dich allein haben und gebe dich nicht gern eine Minute her, sei es der Gemeinde oder dem Gericht, oder was es sei." So sagte die Frau, aber — sie sagte es nur im Herzen. Es lag ihr auf der Zunge, aber über die Lippen kam's nicht; da saß ein Trotzteufelchen und ließ die Worte nicht heraus und redete der Frau ein, sie dürfe ihre Eifersucht nicht kundgeben und sich auch nicht so verliebt zeigen. Halb als Ärger, halb als Trotz kamen nur die Worte heraus: „Du bist von deinem Soldatenstand her nicht so ans Haus gewöhnt wie ich. Geh' du nur, ich rede kein Wort mehr darüber."

Und so geschah's auch. Es vergingen Tage und Wochen, man redete nicht mehr von der Abreise Martins. Aber die Frau rüstete ihm still Kleider und Wäsche her; man sollte ihm in der Stadt ansehen, wer er sei und was er für eine Frau habe. Denn so stolz Afra für sich war, so stolz war sie auch für ihren Mann. Und es muß nochmals gesagt werden: das ist der gute Stolz, der auch den gerechten Stolz anderer erkennt und die guten Eigenschaften der Angehörigen sich selbst zugute hält und sie darum wahrt.

Am Abend vor der Abreise war in wenig Minuten alles bei der Hand, was Martin für eine mehrwöchentliche Abwesenheit brauchte. Die Frau zählte ihm jedes einzelne Stück vor und gab ihm überdem noch einen Zettel, auf dem alles geschrieben war, damit er es ordentlich wieder mitbringe.

„Es ist doch gut, daß du auch schreiben kannst," sagte Martin.

„Ja, fürs Haus," erwiderte die Frau.

Man konnte an diesem Abend nicht viel mit einander sprechen, denn fast alle Gemeinderäte und andere angesehene Dorfbewohner kamen ins Haus des Martin Sprösser. Einige boten der Frau an, ihr beizustehen, wenn sie ihrer bedurfte; andere dagegen sprachen nur vom Schwurgericht und wie einem zu Mute sei, so über Leben und Tod anderer Menschen abzuurteilen. Es sei leicht gesagt: den sollte man hängen, den einsperren; wenn's drauf und dran käme, daß man das nun ins Werk setzen helfe, da zittere einem das Herz im Leib. Der Bürgermeister, der selber einmal Geschworener gewesen, wußte viel davon zu berichten. Und die Stunde, in der man eingesperrt ist, von der ganzen Welt abgeschnitten, bis man den Wahrspruch geschöpft, die war gar schauerlich. Er erzählte, wie da niemand gern zuerst das Wort nehme, um nicht allein schuld zu sein, und wie man sich endlich beruhige, wenn man sehe, daß ein anderer auch so urteile, wie man selbst gern möchte. Viel Lachen erregte es, als er von einem Krämer berichtete, der geradezu sagte: „Wenn ich nur mit meiner Frau darüber reden könnte, dann wüßte ich schon, was ich zu sagen hätte."

Weit ergiebiger aber als diese Betrachtungen waren die Schilderungen von Mord und Totschlag. Wenn man vor Zeiten an Winterabenden einander Gruseln machte, indem man Hexen- und Gespenstergeschichten erzählte, so fand man jetzt ein schauerliches Behagen daran, sich dadurch Gruseln zu machen, daß man von Mord und Totschlag und allerlei grausenhaften, kaum zu nennenden Verbrechen berichtete. Der Ölmüller hatte da einen guten Vorrat von Geschichten. Es war ihm behaglich, daß er selber mit heilen Gliedern in der Welt umhergeht und derweil seine

Mühle im Gang ist. Mit sehr umständlicher Anschaulichkeit berichtete er von gespaltenen Schädeln, abgehackten Händen und Knebeln im Munde, und die übrigen wollten es ihm gleich- oder gar noch zuvorthun, denn sie wußten noch viel Gräßlicheres zu berichten, so daß Afra endlich ausrief: „Um Gotteswillen! Redet nicht so viel von solchen grauslichen Sachen; ich kann ja die Nacht kein Aug' zuthun. Und wenn man Euch so hört, meint man, in der ganzen Welt wären nichts als Diebe und Mörder und Menschenmetzger."

Man trennte sich erst spät in der Nacht. Martin gab seiner Frau an, was alles noch zu ordnen sei, und händigte ihr die Bücher zum Eintragen ein, denn er gehörte zu den geordneten Landwirten, die es wissen, daß mit der Handarbeit nicht alles gethan ist, sondern daß eine leichte Übersicht — ohne dabei in Kanzleiwesen zu verfallen — die Arbeit fördert und dem Wirte jederzeit die Beruhigung gibt, seine ganze Lage vor Augen zu haben. Man schlief in dieser Nacht wenig, denn schon um drei Uhr mußte man auf den Weg, damit die Pferde, die der Knecht führte, noch selben Tag zurückkehrten und am andern Tage wieder ins Feld könnten. Man hatte jetzt keinen Tag dran zu geben, alles Feld mußte jetzt frisch umgeackert werden.

Es war ein schöner Spätherbst; es regnete fast regelmäßig in der Vormitternacht und am Morgen prangte heller Sonnenschein. — Der Himmel stand noch voller Sterne, als Martin sich zur Abreise anschickte. „Bleib' du nur ruhig liegen," hatte er seiner Frau gesagt. „Sieh' gut nach und denk' gut an mich." Die Frau reichte ihm die Hand, aber eben, als er auf den Wagen steigen wollte, stand sie vor ihm und sagte: „Du hast deine Pelzhandschuhe vergessen; es ist schon kalt und es kann Schnee liegen, bis du wieder kommst."

Martin empfand wohl, daß die Frau mit diesem Kommen und Bringen etwas gutes sagen wollte, aber er hätte es auch noch gern in einem guten Worte gehört, und er bat: „Afra, mich friert's im Herzen, wenn du mir nicht ein gutes Wort mit auf den Weg gibst. Ich hab' einmal in einem Buche gelesen: ein

gutes Wort, das man einem mit auf den Weg gibt, ist wie gutes Hausbrod aus der Tischlade."

„Ich hab's nicht gelesen und bin keine Frau nach dem Buch."

„Du siehst doch ein, daß ich mich gar nicht lossagen kann von dem Schwurgericht und Recht thue, daß ich mich gar nicht lossagen will?"

„Sei froh, daß du's einsiehst."

„Wir wollen nicht mehr lang reden. Leb' wohl und behüt' dich Gott!"

„Leb' wohl!"

„Gib unserm Kind einen Kuß von mir, wenn es aufwacht; ich hab's nicht wecken wollen," rief noch Martin, während schon die Pferde anzogen. Der Wagen fuhr durch die Nacht davon; die Frau kehrte ins Haus zurück, sie entkleidete sich nochmals und legte sich ins Bett, aber sie fand keinen Schlaf. Der Kettenhund bellte unaufhörlich, wie wenn ein Dieb ins Haus gedrungen wäre, und es war auch ein Dieb eingedrungen, der etwas mit fortgenommen, was nicht Schloß und Riegel verwahren können.

Afra rief dem Kettenhunde zum Fenster hinaus, daß er still sein solle. Der Kettenhund kannte die strenge Stimme seiner Herrin und verkroch sich in seine Hütte. Jetzt war es Afra so einsam, wie wenn sie allein auf der Welt wäre. Sie beugte sich über das schlafende Kind und gab ihm einen Kuß, aber nicht dem Auftrage gemäß für Martin, sie gab ihn für sich selbst und — jetzt noch einen, und der galt nicht dem Kinde, sondern Martin. Hätte Martin etwas von diesem Kusse gespürt, es wäre beiden viel Herzeleid erspart worden. —

Der Abreisende nimmt dem Daheimbleibenden die Ruhe mit fort, und nun gar, wenn er in Mißhelligkeit geschieden. Der Frau war es plötzlich so bang, als werde sie ihren Mann gar nicht mehr sehen, als wäre er auf ewig davon, und so in der Nacht, sie hatte sein Gesicht nicht mehr recht gesehen. — Schwarze, ungeheuerliche Bilder traten ihr vor die Seele, als sie die Augen schloß; sie richtete sich straff auf: „Das ist nichts." Aber ein

anderes trat ihr dann schwer vor die Seele, und sie war bös, aber diesmal auf sich selber. Der Stolz, der gute Stolz sagte ihr, wie es eine Schande ist, daß zwei Menschen, die gut bei einander stehen sollten, in Zank und Hader einander verunehren; aber der andere Stolz redete auch drein, sie müsse dafür sorgen, daß man nicht ins Elend komme, und der Weg, den Martin ging, der führe dazu, geradeswegs zur Verarmung, und daß man vielleicht gar einmal bei den Menschen um Mitleid betteln müsse.

Afra stand auf und weckte die Magd, eine ältere Verwandte, die sie von daheim mitgebracht. Sie mußte jemand um sich haben, um ihre Unruhe los zu werden. Sie spann nun mit der Alten, bis der Tag kam. „Er hat heute einen schönen Tag zum Reisen," sagte sie zur Base, als die Sonne im Purpurglanz über den bewaldeten Bergen heraufstieg. — Nun begann Afra mit rüstiger Kraft im Hause zu wirtschaften, jeglichen auf seine Stelle zu rufen und ihm gleich beim ersten Wort zu zeigen, daß der Herr im Hause nicht fehle. Wenn dann Martin wieder heimkäme, sollte er sehen, wie sie auch alles regieren und ordnen könne, und dann werde er sich künftighin mehr von ihr einreden und von den Gemeindesachen und dem Gericht und allem, was einen nichts angeht, abbringen lassen; denn das führt dazu, daß man ins Elend versinkt. — Da kommt ein lebendiges Beispiel davon eben gegen das Haus: Das Männchen, das jetzt gebückt an seinem langen Stock geht, hat einst viel Wald besessen, und jetzt hat es von seinem weiten Walde nichts als den Bettelstock in der Hand. — Noch nie war der Hypotheker — so hieß man das Männchen in der ganzen Gegend — besser bewirtet und reicher beschenkt worden als heute im Hause Martins. Das alte Männchen ließ sich die Morgensuppe wohl schmecken und erzählte zum hundertsten male seine Lebensgeschichte, wickelte dabei einige morsche, in den Falten mühsam zusammengeklebte Papiere aus einer alten Brieftasche und legte sie mit ihren verloschenen Siegeln rings um sich auf den Tisch, zum Beleg, daß da alles amtlich beglaubigt sei. Da ist die letzte Zuschrift, wie man ihm Haus und Hof und

Wald und Feld verkaufte, und da die Berechnung, was bei der Versteigerung der Fahrnis übrig geblieben, und zuletzt noch der Entlassungsschein aus dem Zuchthause. — Und warum war dem Mann alles geschehen? Er war doch vormals ein reicher Bürgermeister gewesen; aber so sind die schlechten Menschen! Um ihn zu verderben, haben sie ihn zum Bürgermeister gewählt und er hat sich was darauf eingebildet. Und er hat doch vom schreiben und lesen nichts rechtes verstanden, der Gemeindediener hat alles gemacht und andere Spitzbuben und Blutsauger haben geholfen, die haben ihn ins Unglück gesprengt. Der Bürgermeister hat beim Eintragen von Hypotheken seinen Namen eingeschrieben und sich mit seinem eigenen Vermögen dafür haftbar erklärt, und alles war Lug und Trug; man hat ihn von Haus und Hof gejagt und überdem noch drei Jahre in Strafe genommen. Jetzt geht er betteln und ist froh, daß ihm Afra eine warme Suppe, Kartoffeln und Mehl in einem Sack und etwas Schmalz in einem Topfe mit auf den Weg gibt.

Afra sättigte und tröstete den Mann und schaute dabei immer zum Himmel und dankte Gott, daß es mit ihnen noch nicht so weit war. — Es soll auch nicht so weit kommen! Es ist gut, daß Martin sich in so jungen Jahren um Dinge annimmt, die eigentlich nur den Beamten zustehen; wozu hat man denn Beamte? Und es ist gut, daß er eine Frau hat, die ihn noch auf den rechten Weg führt. Mag er jetzt Geschworener sein, er ist's zum ersten und letzten Mal gewesen.

Den ganzen Tag war Afra in voller Emsigkeit. Am Abend nahm sie die Bücher Martins vor, und es freute sie doch sehr, seine ordnungsmäßige Genauigkeit zu sehen. Sie versucht es zuerst auf einem daneben gelegten Papier, ob sie seine Schrift nachahmen könne, er soll nicht merken, wo sie angefangen hat einzutragen; aber sie bringt es nicht zuwege. Und sie sagt fast laut: „Gerade im Gegenteil! Noch nach Jahren, wenn wir alte Leute sind, soll er's noch sehen, wo ich angefangen habe.“ Mit einer Genauigkeit, die sie seit der Probeschrift in der Schule nicht mehr geübt hatte, trug sie das Tagewerk und das Eingebrachte ein. — Es war ihr

einsam, als sie so allein da saß, und sie schaute oft vom Spinnrad weg hinter den Tisch, ob Martin nicht da sitze.

Noch spät in der Nacht spann Afra emsig, als müßte sie ihr täglich Brod mit Spinnen verdienen; sie wollte aber nur warten, bis der Knecht zurückkäme mit den Pferden. Der Schlaf übermannte sie endlich; sie hatte vergangene Nacht den Schlaf gebrochen und heute für zwei gearbeitet. „Und er hat auch dem Knecht keine besondern Aufträge gegeben. Er läßt ihn nichts merken, daß wir in halbem Unfrieden von einander geschieden," beruhigte sie sich.

Sie ging in die einsame Schlafkammer und schlief bald ein, aber mitten in der Nacht erwachte sie, sie hörte den Knecht mit dem Fuhrwerk heimkommen; sie unterschied jede Bewegung und Hantierung ganz deutlich, sie hörte die Aufhaltketten ausnesteln und jeden Tritt der Pferde, die müde nach dem Stall gingen; sie hörte den Wagen nach der Scheuer schieben, und jetzt das Bellen des Hundes, der mit von der Reise heimgekehrt war.

Afra wollte jetzt doch aufstehen und den Knecht fragen, ob der Meister nicht einen Auftrag gegeben. „Aber das schickt sich nicht, und du mußt warten lernen . . ." — Sie hüllte sich in ihre Kissen.

II.

Der Knecht hätte Afra wohl manches zu sagen, aber doch das eigentliche nicht, denn das verschloß Martin in sich. — Martin hatte nichts davon gespürt, daß die Frau daheim dem Kinde einen Kuß gab, der ihm galt. Er war dahingefahren, von seinem Hause weg, an seinen Feldern vorbei, mit schweren Gedanken in der Seele.

Alles war ihm so fremd — das sind nicht seine Äcker, nicht seine Wiesen, das ist nicht die Straße von daheim. In seinem Sinnen war's so dumpf, wie wenn er noch halb schliefe, die Welt draußen sähe und hörte, und sich ihr doch nicht kundgeben könnte.

So fuhr er wohl zwei Stunden lang dahin. Da begegnete ihm ein schweres, mit Getreide beladenes Fuhrwerk; Martin kannte es, es war Pferd und Geschirr seines Schwiegervaters. Er hielt an, sprach mit dem Knechte und fragte nach Schwiegereltern und Angehörigen; da wickelte sich oben etwas zwischen den Säcken aus Mantel und Decke hervor.

„Ei du bist's?" rief der Schwiegervater. „Wohin denn so herrenmäßig?"

„Nach der Kreisstadt, zum Gericht."

„So? Hast du einen Rechtsstreit? Mit wem denn?"

„Ich habe keinen Rechtsstreit. Ich bin Geschworener."

„So? Du mußt viel übrige Zeit und viel übriges Geld haben. Wie ich höre, kriegen die Geschworenen nicht einmal Taggelder und müssen sich selbst verköstigen?"

„Ich kann's Gottlob," erwiderte Martin; der Zorn erstickte jedes andere Wort.

„Fahr' zu!" befahl der Schwiegervater dem Knechte. „Behüt' dich Gott!"

„Behüt' Euch Gott!" erwiderte Martin, und die beiden Fuhrwerke fuhren an einander vorüber.

„Es sind Leute, die nebenaus wohnen, keine Gemeinschaft mit der Welt haben, rechtschaffen und unablässig für das ihrige arbeiten, aber nicht wissen, daß der Mensch nicht für sich allein da ist. Meine Frau kann nichts dafür, daß sie so denkt." — Mit diesen Erwägungen fuhr Martin dahin. Die Reise heiterte ihn aber doch bald auf und er kam auf allerlei andere Gedanken, denn der Abreisende hat es besser als der Daheimbleibende; diesem sind immer die altgewohnten Dinge und Menschen vor Augen und fragen gewissermaßen nach dem, der davongegangen ist, während dem in die Ferne Ziehenden sich neue Gegenstände zeigen und alles Zurückdenken leicht verscheuchen.

Martin war der erste von den auswärtigen Geschworenen. Er wollte sich alsbald bei dem Vorsitzenden melden, dieser aber war zur Jagd gefahren, und Martin kam sich entsetzlich überflüssig in der Kreisstadt vor. Er schämte sich fast, daß er so

früh gekommen, und doch war's gut, daß er einen Tag vorher hier sein, sich sammeln und vorbereiten konnte. Er schalt sich, daß er von daheim fortgeeilt war, als ob man Tagwacht geblasen hätte; wäre er länger daheimgeblieben, hätte er auch die Friedsamkeit mitgenommen, die ihm jetzt fehlte. Martin gab dem Knechte noch allerlei Anweisungen wegen der Feldarbeiten; im übrigen befahl er, den Anordnungen der Bäuerin Folge zu leisten.

Als Pferd und Geschirr davon waren, kam sich Martin erst recht vereinsamt vor, und die Stunden, mit denen er hier nichts anzufangen wußte, wie gut hätte er sie daheim verbringen können!

Am andern Morgen fühlte er sich indeß doch frisch und zu seiner Pflicht bereit, während viele Mitgeschworenen erst spät in der Nacht oder gar erst kurz vor Beginn der Gerichtssitzung ankamen und übernächtig sich auf den weichen Stühlen im Gerichtssaal ausruhten.

Als die Verhandlung begann, hatte Martin völlig vergessen, daß es einen Ort in der Welt gäbe, wo er Haus und Hof, Weib und Kind habe. — Der erste Schwur — nur nach dem Gewissen, ohne Haß und ohne Furcht den Wahrspruch zu schöpfen — und wie er da die Hand emporhob und mit ihm die Genossen alle — das war für Martin ein feierlicher Augenblick, viel feierlicher noch als damals, da er den Fahneneid schwur. Ja, er war so sehr inmitten der Verhandlung, daß er mehrmals, den Fragen des Präsidenten nachhelfend, Fragen an den Angeklagten und die Zeugen stellte.

„Den wählen die Geschworenen zum Obmann," sprachen manche unter den Zuhörern. „Der thut sich vor, um zu zeigen, wer er ist," bemerkten überkluge Müssiggänger; denn viele Menschen glauben nicht, daß man um einer Sache willen in Feuereifer geraten könne; sie glauben, daß es nur geschehe, um sich Vorteil, oder wie hier, Ehre und Auszeichnung zu erringen.

Der erste Sitzungstag verging mit Verlesung der Anklageakte und mit Zeugenverhör. Der Fall war einfach und leicht zu entscheiden, obgleich der Angeklagte hartnäckig leugnete. Die Geschworenen aus dem Bauernstande hatten sich einen gemeinschaft-

lichen Mittagstisch angeordnet; Martin sprach dabei fast gar nicht, nur einmal sagte er zu seinem Nachbar: „Wie gut haben wir's doch, daß wir hier so gemeinschaftlich essen, miteinander reden und dann hingehen können, wohin wir wollen. Wie muß einem zu Mute sein, der nun morgen noch einmal vor Gericht muß, um dann vielleicht seine halbe Lebenszeit in Gefangenschaft zu verbringen."

„Du möchtest den Dieb wohl freisprechen?"

„Nein, das nicht; es muß strenge Gerechtigkeit sein. Ich kann den Verbrecher bemitleiden und ihn doch unbeugsam strafen."

„Du kannst vielerlei auf einmal," lachte der Nachbar.

Von Tag zu Tag wurde die Teilnahme der Geschworenen lebendiger, und selbst diejenigen, die anfangs darüber losgezogen hatten, daß man um der nichtsnutzigen Leute willen von daheim fortgerissen sei und nicht einmal eine mäßige Entschädigung bekomme, waren jetzt von hingebendem Eifer beseelt. Denn es ist und bleibt ausgemacht: Man gebe den Menschen Gemeinnütziges und Gutes zu thun, und sie werden uneigennütziger und besser. Die Männer, die das ganze Jahr hindurch nur an Erhaltung und Vermehrung ihres Besitztums dachten, fühlten jetzt, daß es die schönste Pflicht des Bürgers ist, Recht zu sprechen und, so viel er vermag, die Ordnung der Staatsgesellschaft zu erhalten.

Von alten Bekannten traf Martin hier nur einen, seinen ehemaligen Wachtmeister, der jetzt Inspektor auf einem großen, dem Staate gehörigen Eisenwerke war. Er hielt sich natürlich schon seinem Titel nach zu den Beamten, aß mit denselben an ihrem Tisch, that indessen freundlich gegen Martin; nur vermied er jede gerade Anrede, denn er ahnte mit Recht, daß, wenn er das vertrauliche „Du" anwende, ihm Martin jetzt mit Gleichem antworte. Dagegen gewann Martin einen andern Kameraden, und das Wort Kamerad heißt ja eigentlich Zeltgenosse. Sie lagen aber nicht miteinander im Feld, sondern waren Geschworene für Recht und Gerechtigkeit. Es war ein Waldbauer aus einer entfernten Gegend, ein Mann, schon bei Jahren, karg in Worten, aber noch karger in seinem Behaben. So oft er aus der Gerichtssitzung in das

Wirtshaus kam, eilte er auf seine Stube und zog sich von Kopf bis Fuß werktägig an. Er saß bei Tische Martin gegenüber, und dieser sagte einmal: „Mir ist auch ganz fremd und wunderlich zu Mute, jetzt wochenlang in Sonntagskleidern umherzugehen.“

„Wir wollen uns gemeinschaftlich ein Zimmer nehmen, dann wohnen wir billiger,“ erwiderte der Waldbauer. Und so geschah es auch. Martin war noch vom Soldatenleben her an Zimmergenossenschaften gewöhnt, während der Waldbauer äußerst ängstlich in Bewahrung seiner Habseligkeiten war; er schien in der That blos Hab=Seligkeiten und keine andere Seligkeit auf der Welt zu kennen. Der Waldbauer war karg, ja fast geizig, aber um keinen Preis in der Welt hätte er die Ehre des Geschworenen sich abkaufen lassen, und er gewann, soweit er's vermochte, Martin lieb; denn dieser sagte einmal, als sie von Handel und Wandel miteinander sprachen: „Wer einmal Geschworener gewesen ist, der sollte doppelt darauf halten, daß sein Wort wie ein Eid gilt.“

In der zweiten Woche gab es langwierige Verhandlungen über eine ganze Bande von Betrügern, die sogar eines Raubmordes angeklagt war. Bei aller Hingebung für ihr Ehrenamt waren einige Geschworene dennoch froh, als sie das Los freisprach, andere lächelten sogar dankend und wohlgefällig dazu, als Angeklagte und Verteidiger sie als unliebsam zurückwiesen; sie reisten nun auf einige Tage heim, um dann wieder mit frischer Kraft zu erscheinen. Martin wäre es auch lieb gewesen, wenn er auf einige Tage wieder hätte in sein Hauswesen zurückkehren können. Er sprach das gegen einen Mitgeschworenen aus, und dieser gab ihm den Rat, den Verteidiger darum anzugehen, daß er ihn ablehne. Martin hielt es nicht für recht, mit der Ablehnungsbefugnis ein Spiel zu treiben, und so mußte er aushalten.

Als nun mehrere der Mitgeschworenen da= und dorthin abreisten, schaute ihnen Martin wie festgebannt nach. Die Herbstsonne schien so hell in den Gerichtssaal, und jetzt ist's frisch und lustig bei der Arbeit draußen im Feld und daheim im Haus. Wenn er nur auch dort sein könnte! Und dann wiederkommen, der Unfrieden ist aus dem Herzen verscheucht, das wäre prächtig!

Der Widerspruch seiner Frau, den er fast ganz vergessen hatte, stand neu vor ihm und erschien viel stärker und größer.

Während der mehrtägigen Verhandlungen war es Martin oft, als ob er alles nur aus Gerassel und Geräusch heraus hörte, und es war ein böses Geräusch, das kein Gerichtspräsident verbieten kann, denn es war in Martin selbst; er meinte, sein ganzes Heimwesen stürze zusammen in Unfrieden. —

Er zwang sich mit aller Macht, nur an das zu denken, was jetzt hier vorging; aber zwischen hinein sprang immer wieder der trotzige Widerspruch seiner Frau und riß ihn fort zu Gegenrede und Abwehr, daß er oft plötzlich nicht mehr wußte, wo er war.

Eine brennende Hitze überflog ihn, als er inne wurde, daß er nun bald über Leben und Tod seiner Mitmenschen aburteilen sollte, ohne recht zu wissen, was sie denn eigentlich gethan; sein Herz pochte und in seinem Kopfe hämmerte es unruhig.

Als wäre Tagwacht geblasen worden, so hielt er sich endlich auf seinem Posten. Er wußte seine Pflicht. Es gelang ihm, seine Gedanken auf die gegenwärtige Verhandlung zu lenken, und er hatte dazu ein seltsames Mittel gefunden, das sich aber trefflich erprobte. So oft er sich in dem großen Stuhl zurücklehnte und sich's bequem machte, da gingen seine Gedanken heimwärts in Unruhe und bösen Zauber; sobald er sich aber straff aufrichtete und mit strengem Blick Zeugen und Angeklagte ins Auge faßte, da war alles vorbei, alles andere nicht da.

Die große Verhandlung ging zu Ende, Martin las dem Staatsanwalte und den Verteidigern, sowie dem Vorsitzenden jedes Wort vom Munde ab. Die Geschworenen zogen sich zurück. Martin, dessen Aufmerksamkeit und gewaltsame Teilnahme allen sich gezeigt hatte, wurde zum Obmann gewählt.

Er verstand es, die mehrstündigen Verhandlungen der Geschworenen zu leiten und den Wahrspruch mit fester Stimme zu verkündigen.

Nun war's aber schlimm. Martin hatte sich so tapfer bewiesen, daß, wenn er frei gelost war, Verteidiger und Angeklagte so lange fort und fort andere Geschworene ablehnten, bis Martin

mit in der Reihe der zwölf Männer war. Die Genossen neckten ihn, daß er sich's durch seinen Eifer schwer gemacht habe; der Schwurgerichtspräsident aber, ein feiner Mann voll schlichten Gradsinns, verließ mehrmals den Mittagstisch der Beamten, setzte sich an den Tisch der bäuerlichen Geschworenen und wählte seinen Platz neben Martin. Auch der Inspektor kam jetzt zu Martin, redete ihn kurzweg mit „Du" an, ließ sich gern von Martin so nennen, und erzählte, daß Martin schon als Soldat, da er noch in seiner Schwadron gestanden, ein aufgeweckter, braver Bursch gewesen sei, dem er mancherlei Anweisungen gegeben habe.

„Du wirst nicht gern wieder heimkehren," sagte der wortkarge Kamerad zu Martin, der über diese Worte bis ins Herz hinein erschrak. Erst nach langem Zögern, wie wenn er sich an der Verlegenheit Martins weide, erklärte der Kamerad, daß man eben daheim nicht alle Tage Wein trinke zum Essen und auch nicht alle Tage so viel gelobt werde.

III.

Daheim bei der Frau ging es indeß ganz anders her. — Es verdroß Afra jetzt doch, daß Martin durch den Knecht gar nichts hatte sagen lassen; er hätte ja durch ein Wort, das der Knecht nicht verstand, andeuten können, wie er sie von ganzem Herzen grüße und nach ihr verlange, und wie er wohl wisse, daß sie alles gut in Stand halten werde. Indeß — strenge Arbeit läßt nicht viel nachsinnen und grübeln. Die Woche war herum, man wußte nicht wie.

„Hat dein Mann dir nicht geschrieben?" fragte der Ölmüller die Frau, als sie am Sonntag aus der Kirche ging.

„Nein."

Den Weg heimwärts eilte Afra, wie wenn ein böser Hund hinter ihr drein käme; sie eilte, um heim zu kommen und sich in ihrer Kammer auszuweinen. Sie mußte sich ja schämen, daß ihr Mann nicht mit einem Wort sie grüßte. „Und er kann ja

schreiben, er kann gut schreiben; wenn's für andere ist, da ist ihm nichts zu viel. Aber gib Acht! Es ist vorbei damit. Ich will schon dafür sorgen, daß es ein Ende nimmt mit den Ehrenämtern, die uns zu Armut und Elend bringen."

Die zweite Woche ging vorüber und noch immer kam kein Brief, kein Zeichen. Dagegen hörte die Frau, daß ein Geschworener im jenseitigen Thale auf sechs Tage heimgekommen sei. Er rühmte sich, daß er einen der Verteidiger veranlaßt habe, ihn zurückzuweisen. „Hätte das nicht auch Martin thun können? Er ist gewiß wieder derjenige, der für alle schreibt und rechnet. Aber so ist's, wenn die Männer vor das Haus hinauskommen. Nach der Gemeinderatssitzung gehen sie nur ins Wirtshaus und kommen dann doch abends heim; aber jetzt die Schwurgerichte! Wochenlang fortbleiben! Das darf nicht mehr sein."

Es wäre doch natürlich und verzeihlich gewesen, wenn Afra das zur Base im Hause ausgeklagt hätte, sie sagte es aber nur zu sich selbst. Die eigene Ehre, und das ist auch die des Mannes, gehört in keines andern Mund, und selbst in Gedanken hatte Afra kein niedriges Wort gegen ihren Mann, auf den sie doch, und wie sie glaubte mit Recht, sehr böse war. Da war wieder eine gute Folge des Stolzes, der daran hält, daß niedrige Worte auch nur für niedrige Menschen gehören.

Die Knechte und Mägde verstanden die Meisterin nicht; bald war sie zornig, bald gut, bald stellte sie ein Essen hin, als ob Kirchweih wäre, bald war wieder alles mager und leer, und man that ihr nichts recht. Nur mit dem kleinen Kinde war sie wie närrisch und herzte und liebkoste es übermäßig.

Am zweiten Sonntag ging die Frau nicht in die Kirche, sie wollte sich von den Leuten nicht wieder berufen lassen. Sie schämte sich, daß sie so gar nichts von ihrem Manne wisse. Sie saß allein daheim und nahm die Wirtschaftsbücher ihres Mannes vor, aber sie las nichts nach und trug nichts ein, sie saß da und starrte in die Luft, und auf ihrem Gesicht lag ein heftiger Trotz, der wie ins Leere hinein suchte, wo und wie er sich auslassen sollte. Plötzlich zuckte Afra zusammen. Das Kind, das in der Wiege

aufrecht saß, rief ganz deutlich: „Vater!“ Es sprach das Wort zum erstenmal, es wiederholte das Wort, da die Mutter den Blick ihm zuwendete, und die starke, mächtige Frau zitterte — das Kind sprach mit diesem einen Wort ihr ganzes Denken aus, sie beugte sich über das Kind und rief schluchzend: „O du armes Kind! Du sagst zum erstenmal Vater, und dein Vater hört es nicht; er ist nicht daheim und will nicht daheim sein.“ Ein Mannsschritt näherte sich der Stube. Wenn das Martin wäre! Er muß es sein! Das Kind hat's geahnt.

Afra kann sich nicht umwenden und eine andere, aber doch wohlbekannte Stimme sagt: „Afra, warum weinst du?“

„O Vater, Ihr seid's? Willkommen! In dieser Minute hat mein Kind zum erstenmal Vater gesagt.“

„Sei froh, daß du auch noch Vater sagen kannst. Ich will dir helfen.“

„Mir? Worin?“

„Und du fragst noch? Ist das erhört, daß dein Mann sein Hauswesen im Stich läßt und den Gemeinderat und den Beamten spielt?“

Der alte Weiherhofbauer hatte scharfe Worte für das ganze Thun und Lassen Martins; er gab an, wie er Vorsorge treffen wolle, daß Afra sich nicht vor Kummer und Schande zu Tode grämen müsse, wie die Frau des Hypothekers.

Wie staunte aber der Vater, als Afra jetzt ihren Mann lobte, ihm das schönste und beste nachsagte. Sie zeigte die Bücher und erklärte, wie Martin sein Haus in Ordnung halte, und wie ihm nichts lieber sei, als daneben seinen Mitmenschen beizustehen; wie er den Witwen und Waisen ein Vater sei. Immer mehr redete sie sich ins Eifern hinein, und gerade als sie jetzt die Vorwürfe des Vaters hörte, verwandelte sich alles in Lobpreis. Sie hielt ihren Mann hoch, sie sagte, daß sie sich glückselig fühle, da er sie auch anleite, überall gutes zu thun und für andere zu sorgen; er sei der beste Mensch von der Welt und einen bessern gäbe es gar nicht. „Gottlob,“ schloß sie, „daß mein Mann von allem, was Ihr gesagt, nichts gehört hat. Vater, Ihr könnt den Trost

mit heimnehmen, daß es eine glücklichere Frau als ich nicht gibt, landaus und landein, und wenn ich meinen Martin jetzt da



hätte, möchte ich ihm um den Hals fallen und ihn küssen und drücken."

„Da ist ein Brief!" unterbrach hier der eintretende Bote.

„Er ist von meinem Mann!“ rief die Frau in lauter Freude. Sie griff in die Tasche, um dem Boten ein Trinkgeld zu geben; sie fand aber nur große Geldstücke, und mitten in aller Freude war sie doch noch haushälterisch genug, um dem Boten zu sagen: „Komm' morgen, dann gebe ich dir was.“ — Sie öffnete den Brief und las:

„Meine gute Frau!

Du bist grundgut, wenn du es auch nicht immer so zeigen willst. Und du kannst nicht dafür, daß dir meine Arbeit für andere und für das Gemeinwesen so zuwider ist; du bist auf einem einsamen Hof aufgewachsen, wo man abgeschieden lebt, und für eine Frau ist es recht, daß sie vor allem nur an das Heimwesen denkt. Bleib' nur dabei. Du bist aber auch gescheit und wirst schon noch einsehen, daß ich auch recht thue. Das ist aber besser zu reden als zu schreiben, und ich bin heut' so müde, wie wenn ich eine ganze Woche gedroschen hätte. Sechs Tage lang haben wir einer ganzen Diebs- und Mörderbande durch alle Schleichwege nachschlüpfen müssen. Ich werde dir alles erzählen. Ich habe ein großes Verlangen nach dir und unserm Kind. Es ist doch ein schweres Opfer, so von Haus und Hof wegzugehen und von seinem Liebsten. Es hat aber auch sein Gutes, man ist so für sich allein und besinnt sich wieder auf sich selber. Das alles aber wollen wir besser ausreden als schreiben. Ich will dir nur sagen: übermorgen mittag ist alles zu Ende, und ich will heim, keine Stunde länger bleiben, als ich muß; ich meine, es sei schon ein Jahr, seitdem ich fort bin von daheim, von dir. — Schick' mir also auf übermorgen mittag zwölf Uhr unser Fuhrwerk in den ‚Wilden Mann'. Der Knecht kann gleich drei Scheffel Hafer mitbringen, ich habe sie hier verkauft; er soll aber nicht vergessen, auch noch Hafer zum Füttern in einem besondern Sack zu halten. Ich freue mich darauf, zu sehen, wie du alles gut in Stand gehalten. Übermorgen Nacht bin ich daheim. Ich muß mir Mühe geben, es noch zwei Tage hier auszuhalten. Sie haben mich viermal zum Obmann gewählt, ich bin aber noch lieber als Obmann — dein Mann

Martin.“

„Nun, Vater!“ rief die Frau, „da leset. Das ist ein Herz! Das ist ein Mann! Vater, fahret mit, wir wollen ihn miteinander abholen.“

„Ich hab' keine übrige Zeit.“

Der Vater aß in Ruhe zu Mittag, dann fuhr er wieder heimwärts.

Am Nachmittag ging die Frau in die Kirche. Aber so ist's! Wenn man in der Welt etwas böses hat, da hat jeder eine Frage; hat man aber etwas gutes, sind sie alle stumm. Kein Mensch fragt, ob sie Brief von ihrem Manne habe, und es hätte ihr's doch jeder am Gesicht ablesen können, da stand's geschrieben, was für einen guten Brief sie bekommen. Sie hielt eine Weile am Hause des Ölmüllers an und sprach mit der Magd; sie sprach so laut, der Ölmüller mußte sie hören und anrufen, aber er ließ sich nicht sehen, und so ging sie still heimwärts und sagte sich: „Es ist besser so; ich könnte den Brief ohnedies niemand zeigen, so verliebt ist er ja, und es soll's auch niemand wissen, daß je ein uneiniger Gedanke zwischen uns gewesen.“ Sie herzte und küßte ihr Kind, dann legte sie das Schreibzeug zurecht, setzte sich behaglich nieder und wollte einen großen Brief schreiben, den sollte ihm der Knecht bringen, im voraus, damit er gleich wisse, wie es ihr ums Herz ist. Aber sie kam damit nicht zu Ende, ja nicht einmal zum Anfang, denn jeder Anfang war ihr nicht recht: Lieber, Guter, Braver, Getreuer, Herzgeliebter — das ist alles recht, wenn man nur alles zusammenschreiben könnte, und sie möchte ihm bekennen, wie sie böse Gedanken gehabt und wie sie zu guten geworden, aber .... er hat recht, das läßt sich besser reden als schreiben. Endlich legte sie das Papier weg und nahm sich vor, morgen zu schreiben.

Am andern Tage sagte sie dem Oberknecht, daß er das Fuhrwerk gut herrichten und den Hafer fassen solle, um zum Dienstag den Meister zu holen.

„Wer holt ihn?“ fragte der Knecht. Und seltsam! Diese Frage stellte der Frau etwas ganz neues vor die Seele. Sie wendete sich ab und rief rückwärts: „Richte nur alles gut her, ich will dann schon sagen, wer fahren wird.“

Jetzt kam Afra nicht mehr zum Schreiben, denn eine Unruhe, die sie noch nie gekannt hatte, überwältigte sie, und oftmals richtete sie sich noch stolzer auf als je, und ihr Blick sagte: „Ja, es wird gehen, du hast es ja früher schon probiert."

In der Nacht ging Afra selbst in den Stall und sah zu, wie den Pferden Futter aufgeschüttet wurde. „Ja, freßt recht," sagte sie zu den beiden Rappen, „ihr müßt rennen wie geflogen; wir holen ihn." — Sie legte sich früh nieder, aber sie fand keinen Schlaf. Sie hörte jede Stunde schlagen. Mit dem Glockenschlag drei Uhr stand sie auf und befahl dem Knecht, anzuspannen.

„Wer fährt denn?" fragte der Knecht.

„Wirst schon sehen."

Es war aufgeladen und angespannt, da kam die Meisterin herab, sonntäglich gekleidet und wohl eingehüllt; sie empfahl nochmals der Base, genau auf das Kind acht zu haben, dann wendete sie sich zu dem Knecht: „So, jetzt gib mir die Zügel."

„Wollt Ihr allein fahren, Meisterin?"

„Ja. Führe die Pferde ein Stück Wegs an der Hand, bis auf die Landstraße, dann kommen wir schon miteinander fort. Steck' die Peitsche nur hier nebenein, ich brauche sie nicht." —

Der Wagen rollte fort durch die Sternennacht, und als Afra ganz allein war, hielt sie eine Weile an, stand auf und sprach in die weite Welt hinaus: „Ich hole meinen Mann heim!"

Die Pferde schienen zu wissen, daß ein guter, ein überglücklicher Geist sie regierte; sie gingen im gleichmäßigen Trabe auf dem ebenen Wege dahin, es bedurfte kaum eines Ruckes an den Zügeln.

Afra war keine furchtsame Natur, aber doch, als jetzt der Weg eine Stunde lang durch den Wald führte, zitterte ihr das Herz. Die Gegend ist zwar sicher, man hat schon viele Jahre nichts gehört von Straßenräubern, aber die Mord- und Raubgeschichten, die sie in den letzten Wochen gehört, wachten auf. Es kann doch sein, daß jetzt zwei Männer kommen, du kannst dich nicht wehren, sie werden dich begraben, da im finstern Wald, und fahren mit dem Gefährte davon, und vor dir ist dein Mann und

hinter dir dein Kind, und niemand weiß, was aus dir geworden, die Pferde können nicht reden und Zeugnis geben . . . Die Hecken am Wege, die jungen Tannen, die Steinhaufen, die Felsen, die Sägklötze, überall war's, als ob da was kauere und herauskrieche. Es zeigte sich oft und oft, daß die Furcht unnötig gewesen, die Hecke war Hecke, der Steinhaufen nichts als Steinhaufen, aber die Furcht und das Bangen lief immer voraus und wartete an dieser und jener Stelle. Afra fürchtete sich eigentlich mehr vor ihrer Furcht, denn wenn in der That Räuber gekommen wären, sie hätte sich gewiß tapfer gehalten. Es knallt eine Peitsche lustig die Straße herauf: „Gottlob! Es kommt doch ein Fuhrwerk, die Straße ist nicht so menschenleer." Vor lauter Freude und Bangen wäre Afra beinahe in das begegnende Fuhrwerk hineingefahren, aber die Pferde hatten selber Verstand und wichen noch geschickt aus, nur gingen die Hinterräder über einen Haufen zerkleinerter Steine; Afra war in der Gefahr, zu stürzen, aber sie hielt noch fest und schrie nicht einmal in der Angst; das Fuhrwerk war wieder flott und fuhr nun lustig auf der Straße dahin. Jetzt ist das Ärgste überwunden, nun geht's beständig an Häusern vorbei, denn die Dörfer liegen hier meilenweit zerstreut auseinander.

So lang es Nacht war, blieb Afra nun voll frohen Mutes; als es aber tagte, überfiel sie ein Bangen vor den Blicken der Menschen: auf der Straße und in den Dörfern, so als Frau allein, es ist schlimm; ihr Stolz ist nicht gewohnt, bespöttelt zu werden, auch wenn man nicht weiß, wer sie ist. Glücklicherweise sah sie bei einer Anhöhe ein einsames altes Männchen mit einem leeren Sack über der Schulter an seinem langen Stocke die Straße dahinwandern. Sie nahm sich schon von ferne vor, das Männchen mitfahren zu lassen, und willkommener war der Hypotheker lange keinem Menschen gewesen, als jetzt der Frau Afra. Er saß bald wohlgemut bei ihr auf dem Wagen und erzählte, daß er jetzt zu Verwandten wolle, die im letzten Dorfe vor der Kreisstadt wohnten, um sich dort für den Winter etwas zu holen. Afra kehrte unterwegs ein und saß bei dem Hypotheker und bewirtete ihn, als wäre er ihr nächster Angehöriger.

IV.

Es war noch nicht Mittag, als Afra in der Kreisstadt ankam. Sie kehrte im ‚Wilden Mann‘ ein und war glücklich, daß die Wirtin sie zuerst begrüßte; vor einer Frau schämte sie sich weniger, so allein daher zu kommen. Sie fragte nach ihrem Mann und erhielt zur Antwort, daß er noch in der Gerichtssitzung sei, heute sei die letzte. Sie ging nun ebenfalls nach dem Schwurgerichte, wo man sie auf die Gallerie der Zuhörer wies. Eben als sie eintrat, sprach der Präsident: „Ich erkläre hiemit die Sitzung des Schwurgerichtshofes für geschlossen. Meine Herren Geschworenen! Nun habe ich noch ein Wort an Sie.“ Die Geschworenen erhoben sich geräuschvoll, die Frau sah ihren Mann in der vordersten Reihe, aber er schaute nicht nach ihr um; seine Wangen waren gerötet, seine Augen glänzten, aber sie waren nach dem Präsidenten gerichtet, der jetzt fortfuhr: „Sie haben Ihre schwere Pflicht mit Treue und eifriger Hingebung erfüllt; Ihr Gewissen wird Ihnen danken, aber ich danke Ihnen im Namen der Staatsgesellschaft, im Namen der Gerechtigkeit. Nur der Staat ist der Freiheit und Gerechtigkeit würdig, dessen Bürger sich mit edlem Eifer ihren Obliegenheiten hingeben; Sie alle haben das gethan, Dank, gerechter Dank Ihnen! Einen besondern Dank aber muß ich aussprechen unserm braven, rechtschaffenen Obmann Martin Sprösser.“ Ein Gemurmel der Beistimmung erhob sich unter den Zuhörern; Afra richtete sich unwillkürlich auf, und jetzt traf sie ein Blick ihres Mannes. Er schien seinem Blicke, der sie erkannte, nicht zu trauen, denn er rieb sich die Augen, schaute flüchtig noch einmal um, gab aber kein Zeichen des Erkennens; dann wendete er sich wieder dem Präsidenten zu, der mit den Worten schloß: „Glücklich der Staat, die Menschengemeinschaft, die tapfere, hingebende Bürger hat. Die Bürgertugend ist der schönste Ehrenschmuck und die festeste Stütze des Lebens. Möge sie unserm deutschen Vaterlande immerdar verbleiben.“

Alle erhoben sich, und die Frau sah sich von dem Gedränge auf die Straße hinaus versetzt und wußte nicht, wie ihr geschehen

war. „Wenn nur mein Vater auch dagewesen wäre," sagte sie vor sich hin.

„Du bist hier, Afra? Bist du's wirklich?" redete sie von hinten eine Stimme an. Es war ihr Vater, der vor ihr stand.

„Seid Ihr auch oben gewesen?" fragte sie.

„Ja, es hat mir rechtschaffen wohlgethan. Du hast mich am Sonntag doch etwas bekehrt. Ich habe selber sehen wollen, wie's dein Mann treibt, und es reut mich nicht, daß ich den Tag dran gegeben habe. Das ist's wert. Wo ist denn dein Mann?"

„Ich hab' ihn noch nicht gesehen."

„Die Geschworenen haben einen andern Ausgang; er ist wohl schon im Wirtshaus."

Vater und Tochter gingen miteinander, und der Vater neckte sie wegen ihrer Verliebtheit. Afra schaute immer zu Boden, denn sie glaubte, die ganze Welt müsse ihr ansehen, daß sie sich vor Glückseligkeit gar nicht zu helfen wisse.

Im ‚Wilden Mann' war großes Gedränge in der vordern Stube wie in der Herrenstube, aber Martin war nirgends zu sehen; da kam die Wirtin auf Afra zu und sagte: „Euer Mann ist in meiner Stube daneben; ich hab' ihm gesagt, er soll da auf Euch warten. Habt Ihr etwas mit ihm gehabt? Er war so erschrocken, wie ich ihm berichte, daß Ihr allein angekommen seid."

„O Gott bewahre!" sagte Afra; alles Blut trat ihr nach dem Herzen zurück, und in dieser Minute büßte sie schwer die Härte, die sie beim Abschied geübt hatte.

Afra ging in die Kammer, Martin war nicht da. Sie kam sich selbst wie verloren vor. Was ist denn das? Hatte sie die Wirtin zum Narren gehabt? Der Vater war ihr unversehens von der Seite verschwunden. Was sollte sie jetzt thun unter den vielen fremden Menschen? Und ihr Herz war so voll, so übervoll. Sie streckte die Hand aus und niemand faßte sie . . .

Ein Knecht des Vaters sagte ihr, daß dieser im Stall bei seinen Pferden sei. „Und Euer Mann ist auch unten," setzte er hinzu.

Afra ging nach dem Stall; sie hörte Vater und Mann über die Pferde sprechen, der Vater wollte Martin ein schöneres Gespann

Rappen in den Tausch geben, und es klang fast wie Lob, als er sagte: „Ein Mann wie du muß ein schöneres Gespann haben.“ — Afra streckte ihrem Manne die Hand entgegen, er gab sie zögernd.



„Wie bist du denn dahergekommen? Hast du denn keinen Knecht bei dir?“ fragte Martin.

„Ich bin allein gefahren.“

„So?“

Das war alles, was Martin darauf erwiderte, und Afra schossen die Thränen in die Augen.

Der Vater drängte indeß, daß man sich zu Tisch begebe. Afra schluckte die Thränen hinab und redete auch weiter kein Wort. Bei Tische wurde sie mehrmals bald rot, bald blaß, da man allerseits lobte, daß sie und ihr Vater Martin abholten: da sähe man, was rechtschaffene, ehrenhafte Leute seien; während andere darüber schelten, daß man Zeit und Geld verliere, wenn man Geschworener sein müsse, seien das noch Leute, die auf rechte Ehre was halten. Afra gab der Kellnerin die Speisen, die sie auf den Teller genommen hatte, wieder zurück, und auch das Lob, das ihr geboten wurde, konnte sie nicht genießen. Ihr Vater aber nahm das Lob als verdienten Lohn hin und sagte, sich behaglich einschenkend: Dafür habe man's ja, Gottlob. Dafür müsse man Gott danken, daß man so gut gestellt sei, um Arbeitstage und Kosten für das gemeine Beste aufzuwenden. — Afra schaute ihren Vater groß an, aber er sprach so treuherzig und fest, daß ihm diese Rede in der That aus der Seele zu kommen schien. Er stieß mit seiner Tochter an und sagte: „Dein Obmann soll leben!" Weder Afra noch Martin war indeß wohl bei dem guten Essen, noch bei dem Lob. Jetzt kam es noch viel schärfer, denn der Präsident, der mit an der Tafel saß, erhob sich, klingelte an das Glas und sprach: „Ihr Männer, ich freue mich, daß ich das Lob, das Euch gebührt, nun auch teilen kann. Nur der Mann ist fähig, mit freiem, vollem Herzen sich den Pflichten des Vaterlandes hinzugeben, der eine Frau zur Seite hat, die sich mitfreut über sein gemeinnütziges Wirken, die treu und haushälterisch das Heimwesen in Stand hält, derweil der Mann draußen im Feldzug ist. Ja, es war ein Feldzug, den wir mit einander erlebt, ein Feldzug gegen Übelthat und Verbrechen. Wir haben mit dem Schwerte der Gerechtigkeit gekämpft, und dabei hat sich manche gute Kameradschaft ausgebildet. Diese Entfernung vom täglichen Beruf, dieses Leben in der Fremde für die Heimat, hat manchen inne werden lassen, daß er neben dem Berufe für das Haus auch einen schönen hat für die Welt, und mancher hat einen Freund gewonnen, von dem er früher gar nicht gewußt, daß er auf der Welt ist. Wir haben uns einander erkannt, als Bürger ein un-

desselben Vaterlandes, als Bürgen seiner Freiheit und seines Rechtes. Heil dem Manne, der auch draußen wirkt für das gemeine Beste; zwiefach Heil dem, der bei der Heimkehr ein Herz findet, das mit ihm eins ist in Rechtschaffenheit. Wir haben die Freude, eine stattliche schöne Vertreterin der in den Frauen waltenden Bürgertugend unter uns zu begrüßen. Erhebet Euere Gläser! Wir trinken auf das Wohl der stattlichen Frau Martin Sprösser und auf das Wohl aller der Frauen daheim, die ihre Männer bei der Heimkehr von ihrem Berufe für das allgemeine Beste mit Ehre und Herzlichkeit begrüßen. Frau Martin Sprösser und alle ihres Gleichen leben hoch!"

Afra meinte, die Decke müsse über ihr zusammensinken, als das laute „Hoch" erschallte. Martin schaute verwundert drein. So schön hatte seine Frau noch nie ausgesehen. Die Bauern kamen und stießen mit ihr an und sagten, es thäte ihnen leid, daß ihre Frauen nicht auch hätten abkommen können; sie wollten ihnen aber von der Sprösserbäuerin erzählen. — Der Inspektor, der mit Afra anstieß, sagte zu Martin, wenn er noch einige Stunden warten wolle, so möchte er mitfahren bis zur nächsten Amtsstadt, wo er Geschäfte zu verrichten habe. Afra winkte, er solle verneinen, und Martin erklärte, daß er jetzt schon abreisen müsse.

Auch der Präsident war zu Afra gekommen, und der Vater hatte ihm seinen Stuhl eingeräumt und sich still davongemacht. Der Präsident versprach, Martin und seine Frau einmal in Wellendingen aufzusuchen. Er fragte, ob sie auch schon Kinder hätten, und Afra hatte das Glück, Martin mitzuteilen, daß ihr Knabe gestern zum erstenmal ganz allein vom Tisch bis zur Ofenbank gelaufen sei; daß er auch zum erstenmal Vater gesagt, erzählte sie nicht; sie schämte sich der Gedanken, die sie dabei gehabt.

Als sich der Sturm gelegt hatte, drängte Afra aufs neue, daß man sich bald aufmache, um wieder heimzukehren.

„Willst du wieder die Zügel führen?" fragte Martin leise.

„Wie kannst du nur so was denken? Ich bin froh, daß du sie wieder fest in der Hand hast. Mir hat immer das Herz gezittert."

Und als Martin mit seiner Frau auf dem Wagen saß, schauten alle zu den Fenstern heraus und riefen: „Glück auf den Weg!“ — Der Zimmergenosse, der Waldbauer, aber stand am Wagen und sagte: „Du hast schöne, stolze Pferde. Wenn du einmal ein neues Gespann brauchst, denk' an mich, ich habe auch und gebe sie dir zu gerechtem Preis, auf Treu' und Glauben eines Geschworenen.“

Martin reichte ihm nochmals die Hand, nickte fröhlich zu den Grüßenden an den Fenstern zurück, schwang die Peitsche, und fort ging es zur Stadt hinaus. Sie fuhren eine geraume Weile, ohne etwas mit einander zu reden. Afra schaute immer vor sich nieder. Endlich steckte Martin die Peitsche neben sich und begann: „Jetzt sag', warum hast du das gethan? Warum bist du allein daher gefahren? Es hätte dir ja können ein Unglück passieren, und du hättest den Spott noch dazu gehabt.“

„Ich habe es dir zu lieb gethan.“

„Mir zu lieb? Du hast mich ja mit Kummer in der Seele davonziehen lassen, und Tag für Tag habe ich gehofft, daß du mir schreiben wirst, und du hast nichts gethan, bis ich mir ein Herz gefaßt und dir geschrieben habe; denn es ist eine Sünde und eine Schande obendrein, daß zwei Menschen wie wir, die so glücklich auf der Welt sein können, nur eine verbitterte Minute haben.“

„Ja, das ist es,“ sagte die Frau. „Darum bin ich auch allein gekommen, es sollte kein Knecht dabei sein, wir beide ganz allein, und ich habe es nicht erwarten können, bis ich dir um den Hals fallen und sagen kann: Ja, du hast recht, und ich bin einfältig und du thust das Gescheite und Rechte. Heute, wie ich das alles gesehen habe, da ist es mir gewesen, wie wenn du noch einmal konfirmiert würdest.“

„Konfirmiert?“

„Ja, ein Mann, der ein Ehrenamt hat und ihm vor aller Welt rechtschaffen vorsteht, der wird als Mann konfirmiert. So kommt mir's vor.“

„Das ist ein braves Wort, das läßt sich hören. Aber weißt du, was mir jetzt das liebste wäre?“

„Was?“

„Wenn ich nicht Obmann und nicht gelobt worden wäre. Ich fürchte, es ist die Eitelkeit allein, die dich bekehrt hat.“

Die Frau wehrte ab, er solle das nicht denken, aber Martin fuhr fort:

„Ich wäre lieber da beim Gericht wie beim Militär nichts als ein gemeiner Soldat gewesen, ohne alle Auszeichnung. Wenn nur jeder seinen Posten gut ausfüllt, dann ist alles gut. Schau, Afra, ich bin jetzt gelobt und ausgezeichnet worden; es kann aber auch einmal kommen, daß ich so vorgehen muß, daß mir niemand Dank sagt, ja noch mehr, daß ich, statt gelobt, geschimpft werde. Wie wird's dann bei dir sein?“

„Dann stehst du bei mir in hohen Ehren, in allem was du thust. Du willst nur, was gut und rechtschaffen ist. Du sollst dein Leben lang nicht mehr hören, daß ich dir in diese Sachen dreinrede. Und jetzt bist du gut, und alles ist gut, und red' nichts mehr.“

Martin hielt die Pferde an, schaute sich um und um, dann umhalste er seine Frau.

„Wie wir von der Hochzeit heimgefahren sind, war ich nicht glückseliger als jetzt,“ sagte die Frau wieder. Und obgleich es eben zu schneien begann, war es den beiden, als führen sie durch den hellen, sonnigen Frühling dahin.

Als man in Obernstadt ankam, sagte die Frau: „Ich bin froh, daß wir hier einkehren und füttern. Ich muß dir sagen, ich habe gräßlichen Hunger. Ich hab' heut Mittag keinen Bissen essen können, so schwer ist mir's gewesen, weil du immer so nebenaus gesehen und gesprochen hast.“

Im Erker in der Post saß der Sprösser-Martin und seine Frau, und sie aßen und tranken mit einander und lachten einander zu, wie wenn sie zum erstenmal so beisammen und wie wenn sie allein auf der Welt wären. Und doch war Lärm und Gedränge genug um sie her, der Boden über ihnen schwankte und Musik schallte drein. Der alte pfiffige Postmeister trat zu den beiden in die Erkerstube und sagte: das freue ihn, daß sie auch zur

Hochzeit seiner Tochter kämen; ob sie denn nicht den Tanz mit ansehen oder selbst mittanzen wollten, sie thäten ja mit einander wie verliebte junge Leute.

„Mein Mann ist Geschworener gewesen," sagte die Frau.

„Hab's gehört, und Obmann dazu. Wenn wir zum nächsten Landtag einen Abgeordneten wählen, bringe ich Euch in Vorschlag, Sprösser."

„Da muß ich danken. In zehn Jahren wollen wir davon reden, jetzt bin ich noch zu jung. Und Ihr habt recht, jetzt will ich noch tanzen. Willst du mit mir tanzen, Afra?"

„Ja, komm'," sagte die Frau, und die beiden gingen mit einander auf den Tanzboden und tanzten so fröhlich, daß die anderen Paare still hielten und ihnen zuschauten.

„Ich meine, ich hätte mein Leben lang noch gar nicht getanzt, so schön ist's," sagte die Frau.

„Jetzt ist's aber genug," sagte Martin. „Jetzt will ich heim, ich habe Verlangen, unsern Buben zu sehen."

Es war eine fröhliche Heimfahrt, und Martin und seiner Frau klang es noch auf dem Wege wie Musik in den Ohren. Aber die schönste Musik war es doch, als Martin daheim zum erstenmal hörte, wie sein Kind rief: „Vater!"

Der Blitzschlosser von Wittenberg.

I.

Es war im Jahre 1769 — so erzählte der Schlossermeister Friedrich Benjamin Knolle, gerade damals, als man die Schloßkirche wieder aufgebaut hat, die im siebenjährigen Krieg, bei dem Bombardement durch die Reichsarmee, abgebrannt war — damals muß allerlei in der Luft gelegen haben, was nachher in der Revolution, in Napoleon und den Freiheitskriegen ausgekocht wurde, und das heutigen Tages noch nicht gar ist. Zu damaliger Zeit hatte ein Amerikaner, — wer ihn noch nicht kennt, soll keinen Tag versäumen, ihn kennen zu lernen, — also Benjamin Franklin hat die Entdeckung gemacht, daß man den Blitz auch leiten kann. In jetziger Zeit ist solcherlei kein Wunder mehr. Wir haben ganz anderes erlebt. Da draußen vor dem Elsterthor rennt und keucht jetzt der Dampfwagen und zieht so viel Menschen als in einer kleinen Stadt wohnen, hinter sich drein, und jetzt haben wir ja den Blitz so gefangen, daß er für uns reden muß über Länder und durch Meere. Zu jener Zeit aber hat die ganze Welt über die Entdeckung des Benjamin Franklin gelacht, heißt das, nicht die ganze Welt, nur der größte Teil, oder was ebensoviel ist — der dümmste Teil.

Dazumal haben wir hier noch eine Universität gehabt; sie war dort neben dem Hause Melanchthons, wo jetzt die große Kaserne ist, in die der Blitz schon zweimal eingeschlagen hat; da war die Universität. Ein Professor mit Namen Titius, der auch die Naturkunde vorgetragen, hat sich über die Entdeckung des Franklin gefreut und hat sie bei uns heimisch gemacht. Wohlverstanden, nicht er selber, denn die Professoren können nicht alles allein. Ohne meinen Meister hätte der Professor Titius, — er soll eigentlich Tietz geheißen haben, aber die Professoren haben ihre Namen ins Lateinische übersetzt, — also der Pro-

fessor Tietz oder Titius hätte ohne meinen Meister den Blitzableiter nicht auf sein Haus bringen können, und fast hätte die Geschichte meinem Meister das Leben gekostet.

Ich erinnere mich des Professors noch ganz gut. Er war ein schöner Mann mit einem Löwenkopf, so hat er ausgesehen in der Perrücke, und sein Meerrohr mit dem goldenen Knopf ist als Erbstück meinem Meister verblieben, und der hat es seinem Sohn vermacht, der jetzt auch Professor ist. Er verkauft den Stock eben so wenig als der König den Krückstock vom alten Fritz. Der Professor Titius ist lang vor meinem Meister gestorben, er war gut und schier doppelt so alt als mein Meister, aber sie waren doch die besten Freunde, fast wie Brüder, und sie sind auch Brüder geworden, aber anders als wie Kinder Einer Mutter.

Das kam daher:

Damals ist in unserer Stadt viel neugebaut worden, nicht wie in jetzigen Tagen, wo man fast nie ein neues Haus bauen sieht. Der Weltverkehr bleibt eben nicht an einem Ort haften, er sucht sich immer wieder andere Plätze und andere Geschlechter. In der Kollegienstraße neben dem Bürgermeister Giese, dem die Stadt die schönsten Baumpflanzungen verdankt, baut sich also der Professor ein neues Haus.

Mein Meister, der vor kurzem erst von der Wanderschaft heimgekehrt, sich hier gesetzt hat, bekommt alle Schlosserarbeit. Das war ein guter Anfang, und der Bäcker Stenz, der bei zwei Innungen war, als Müller und als Bäcker, hat es nicht ungern gesehen, daß mein Meister ein Auge auf seine Tochter hat, und sie auf ihn. Mein Meister muß in seiner Jugend ein Prachtmensch gewesen sein, etwas gestreckt, aber dabei stark in den Knochen, und noch mit 76 Jahren hat er ein volles Haar gehabt. Ihr müßt euch ja noch erinnern, wie er ausgesehen hat. Fremde, die ihm auf der Straße begegnet sind, haben den Hut vor ihm abgezogen, so ehrfurchtgebietend hat er ausgesehen; und die Meisterin — ich freue mich, daß die Alten immer sagen, meine Tochter sähe ihr ähnlich; so groß in der Statur ist sie aber doch nicht. —

Der Professor muß ein feiner Menschenkenner gewesen sein, er muß es dem Meister angemerkt haben, daß er sich nicht um-

sonst in der Welt umgesehen hat, und daß er auch einen hellen Kopf hat. Eines Tages kommt er zu ihm in die Werkstatt und sagt: „Meister Lukas," — denn damals hat man Meister gesagt und nicht Herr, — „Meister Lukas," sagte er, „habt Ihr Kurasche?"

„Soviel ich bis jetzt nötig gehabt, hat mir noch nie gefehlt, und wenn weiter Not an Mann geht, werde ich auch bei der Hand sein." So gibt ihm der Meister zur Antwort. „Recht so," sagt der Professor, „ich will's kurz machen. Habt Ihr schon gehört, daß man jetzt den Blitz fangen kann?" —

„Wenn man ihm Salz auf den Schwanz streut," — sagt der Meister. Er meint, es wäre ein Spaß. Der Professor erklärt ihm die Sache ganz ernsthaft und zeigt ihm, auf ein Blatt gezeichnet, wie das alles zu machen ist.

Der Meister hat mir tausendmal erzählt, es zuckte ihm im Kopf, als wäre ein Blitz dreingefahren, alle Haare sind ihm zu Berg gestanden über dem, was sich die Menschen unterfangen.

Der Professor merkt, was in ihm vorgeht, und sagt: „Kommet Sonntag nach der Kirche zu mir in mein Studierzimmer. Ich will Euch alles zeigen, Ihr braucht es zwar nicht, um mir das Eisen mit der vergoldeten Spitze zu machen, aber Ihr scheint mir ein dankbarerer Schüler als mancher, der Latein und Griechisch im Kopf hat. Also Sonntag Morgen nach der Kirche!"

Der Professor geht fort, der Meister schaut ihm nach, wie wenn das ein Zauberer und Verführer wäre, der ihn mit der schwarzen Kunst behexen will. Aber er geht doch Sonntags gegen Mittag zum Professor.

Habt ihr euch schon einmal elektrisieren lassen? — Hui, wie fährt das durch den ganzen Körper! Und was ist's denn? Man kann's nicht wägen und nicht messen, nicht sehen und nicht riechen. Ja, es gibt eben Dinge, die sich nicht so rump und stump packen lassen. Und jetzt erklärt der Professor meinem Meister, daß er ihn dazu ausersehen habe, den ersten Blitzableiter hier in Wittenberg zu machen. Wittenberg, das einen so guten Namen hat in der Welt, dürfe nicht zurückbleiben, wo es darauf ankommt, einen Aberglauben auszutreiben und ein Stück Freiheit in die Welt zu

bringen. Der Meister, dem das Herz im Leibe zittert, sagt: „Herr Professor, ich meine, das kommt eher ältern Meistern zu." Der Professor gesteht, daß er bereits vergeblich bei drei anderen gewesen. „Von Euch aber kann ich es eigentlich verlangen, Meister Lukas, sagte er, Ihr habt die Schlosserarbeit an meinem Hause, und der Blitzableiter ist nichts als ein Riegel, den man dem Blitz vorschiebt. Ich hab's Euch nicht auferlegen wollen, weil Ihr der jüngste Meister seid. Jetzt aber kehrt sich's um: eben weil Ihr der jüngste seid, müßt Ihr auch der Mutigste sein."

Dem Meister ist es, wie er das hört, wieder, als ob der leibhaftige Teufel vor ihm stände. Er hat immer gewünscht, wenn er nur erst wieder draußen wär' aus der Stube, und da stand in der Ecke das Gerippe eines Menschen, und es war auf einmal, wie wenn der Kopf, der hohle, kahle, dreimal nickte. Ausgestopfte Vögel stehen auf den Schränken, und es ist, wie wenn sie auf einmal alle zu schreien anfangen, und es wird finster, als ob's Nacht würde, und auf einmal knattert draußen der Donner und zucken die Blitze, als wollte das jüngste Gericht hereinbrechen.

„Ihr werdet ja ganz blaß," sagte der Professor. „Glaubt Ihr wohl gar, unser Herrgott werde gleich mit Blitz und Donner drein fahren, um einen Professor und einen Schlosser in einer kleinen Stube in einer kleinen Stadt sich heraus zu holen, weil sie etwas vorhaben zum Schutze der Menschen. . . ." Das letzte Wort wurde ihm fast vom Munde weggerissen, denn es knatterte wieder drein, daß die Mauern zittern und die Fenster klirren.

Der Professor breitet schnell ein seidenes Tuch über die Elektrisiermaschine, dann öffnet er das Fenster und sagt: „Nächsten Sonnabend könnt Ihr mir Antwort sagen. Wenn der grüne Maien abgenommen wird, soll die Stange mit vergoldeter Spitze auf den gestaffelten Giebel. Überlegt's Euch im Herzen, Meister Lukas. Ihr müßt auch das Eurige thun gegen den Aberglauben. Wir Gelehrten sind die Offiziere, wir müssen den Schlachtplan entwerfen, euch anführen; aber ihr, die große Zahl, mit euren starken Händen, müßt das Werk vollführen. Also auf Wiedersehen."

Doppelt frei atmete der Meister die frische Luft, wie er von

der Universität herunter kam. Er stand so verloren da, daß er erst erwachte, als ihn eine Stimme anrief: „Was schaust denn so drein, als wenn du vom Himmel gefallen wärst? —“

Das war eine gute Stimme, denn es war die von der Tochter des Bäcker Stenz, und tausendmal haben später Meister und Meisterin darüber gelacht, daß er ihr zur Antwort gegeben hat: „Das ist gut, das ist schön, daß du auch noch auf der Welt bist.“

Es lebten damals — Geschwister hat er nie gehabt — keine Blutsverwandten mehr vom Meister, als nur noch ein einziger Onkel, und der Meister war nicht wenig stolz darauf, daß der Onkel Senator war. Damals, in chursächsischen Zeiten, hat sich der Senat, so was man jetzt Stadtrat heißt, aus sich selbst ergänzt, und zum Senat gehörten nur die vornehmsten Familien. Mein Meister gehörte in die Familie des berühmten Malers Cranach, von dem das Bild mit den zehn Geboten in unserm Rathaus ist.

Wie nun der Meister und die Bäckerstochter so beieinander stehen — der Himmel ist wieder hell und die Sonne scheint vergnügt auf die erfrischte Erde — da sehen die beiden sich an wie Kinder, die aus dem Schlaf erwachen. Man hatte zu Wetter geläutet. Die große Glocke auf der Stadtkirche klingt eben aus — es ist doch ein wunderschöner Ton, ich habe nie in meinem Leben einen schöneren gehört; das brummt so fort, bis wieder ein anderer Ton einfällt, und es soll noch viel schöner gewesen sein, als auch die Schloßkirche noch ihre Glocken hatte, und von dort die Glocken, die mit der Susanne auf der Stadtkirche zusammengestimmt waren, einfielen. — Ja, was hab ich denn sagen wollen? . . . Ja wohl, jetzt hab ich's — also wie die beiden so zusammenstehen, und der Meister hat die Hand des Mädchens gefaßt, da sagt er: „Hörst du? jetzt ist die Susanne dort oben still. — Willst jetzt nicht du, liebe Susanne, — die Meisterin hat auch so geheißen wie die Glocke, — mir ein gut Wort sagen? oder besser, sagst du ja zu allem, was ich denke und im Herzen habe?“

„Wenn's was gutes ist, — und ich will dir nur sagen —“

Sie konnte nicht ausreden, denn eben geht der Onkel Senator vorüber und sagt: „Recht so, Glück zu, ihr jungen Leute —!“

Aber er hält sich nicht auf und geht vorüber, denn er bleibt nicht leicht bei einem auf der Straße stehen, und er muß ja jetzt zum regierenden Bürgermeister zum Mittagessen. Er geht, behutsam auf seine Schnallenschuhe achtend, weiter, und die beiden jungen Leute lachen unversehens miteinander wie aus einem Halse. Der Senator schaut sich unwillig um, und die beiden jungen Leute rennen in ein offen stehendes Haus und flüchten sich hinter die Thür, und was sie da miteinander geredet haben? Ja, lieben Freunde, just alles weiß ich nicht und ist auch nicht nötig."

II.

Der Erzähler zündete seine Pfeife frisch an und fuhr fort:

„Es hat vieles in einem Menschenherzen nebeneinander Platz, und nicht umsonst ist das Herz ein Pumpwerk, wo immer aus- und eingeschöpft wird. Der nächste Sonntag ist der wichtigste Tag im Leben des Meisters, denn früh vor der Kirche will er zum Bäckermeister Stenz gehen und um seine Tochter freien. Es wäre schön und stolz gewesen, wenn der Senator mitgegangen wäre, aber das darf man von einem so hohen Herrn nicht verlangen, und wer weiß, ob er nicht gar am Ende bös ist vom letzten Sonntag her.

Anders als am Sonntag ließ sich die Freiwerbung nicht anbringen, denn dazumal hat man noch auf strengen Brauch gehalten.

Ein junger Zeugschmied — es leben noch Verwandte von ihm, ich will seinen Namen nicht nennen — warb auch um Susanne, und ihre Mutter, die eine weitläufige Verwandte von ihm war, schien ihn zu begünstigen. Bis ins Herz hinein erschrack der Meister jedesmal, wenn ihm der Zeugschmied begegnete. — Wenn der ihm zuvorkäme!

Aber nein, Susanne wird den schon gehörig heimschicken. Noch mehr aber als über den Zeugschmied erschrak der Meister über eine andere schwarze Gestalt, und der konnte man nirgends ausweichen. Bei der Arbeit, im Schlafen und im Wachen, verfolgte ihn der Gedanke, was er denn dem Professor antworten solle. Es war doch entsetzlich, daß gerade er zu dem Werke, das niemand unternehmen wollte, ausersehen war. Und der Ge-

danke an den Blitzableiter nahm eine Gestalt an, im Traume sah er bald aus wie der Zeugschmied, bald hatte er nur dessen Leib, der Kopf aber war der des Professors Titius, und seltsam nahm sich das gepuderte Lockenhaupt auf dem schwarzen Rumpfe aus. Wenn der Meister bei der Arbeit am Tage singen wollte, da kam plötzlich der Blitzgedanke und schnitt ihm den Ton von den Lippen weg.

Es war am Sonnabend Abend. Der Meister schloß die Werkstatt und ging hinaus ins Freie, zum Elbthor hinaus. Er schaut nach dem Fenster des Bäckers Stenz, der in der Elbgasse wohnt, und hinter den Blumen vor dem Fenster erschien sie, wie wenn sie gewußt hätte, daß er kommen müsse, und sie ruft: „Guten Abend, Lukas, und guten Morgen auf morgen früh!" und wirft ihm ein Rosmarinzweiglein hinab. Damit ist's gut. Der Meister geht hinaus über die Zugbrücke und grüßt den Wachposten am Thor, wie wenn's sein Bruder wäre. Jetzt kann er singen, die Lerchen in der Luft können's nicht besser. Fliegen kann er freilich nicht, dafür aber schwimmen. Ihr müßt nicht vergessen: damals hat's noch wenig Menschen gegeben, die im fließenden Wasser gebadet haben. Man hat viel lieber geschröpft und zur Ader gelassen. Die Scheu vor dem kalten Wasser war auch so ein alter Aberglaube. Man glaubt jetzt kaum mehr, daß er je bestanden hat. Der Meister hat aber schon im Rhein und in den Schweizerseen gebadet, und jetzt daheim in der Elbe ist ihm gar wohl und froh; wie ein Fisch schwimmt er. Da ist's ihm auf einmal, wie wenn er ertrinken müßte; er ist sonst ein guter Schwimmer, aber die Elbe hat Untiefen und Strudel, die man nicht kennt, und es ist ja immer so, wenn man ein großes Glück erwartet, da kommt's einem vor, man müßte sterben, man könne den Augenblick gar nicht erleben, wann es wirklich sein wird. Mitten im Wasser ruft der Meister auf einmal laut: „Und den Blitzableiter mache ich auch, wenn ich wieder glücklich ans Ufer komme." Der Meister hat vor sich hin gedacht: Wir müssen schwimmen lernen, daß uns das Wasser nichts anhaben kann, und auch den Blitz dürfen wir lenken, wenn wir es können.

Er kommt richtig am Ufer an, und es war ihm, wie wenn er neu auf die Welt gekommen wäre.

Am andern Morgen steht der Meister am Fenster und ruft vor sich hin: „Gottlob, der Tag ist da! Wenn morgen der Tag wieder kommt, ist eine andere Welt!“ Wie er nun so im Fenster liegt und in den Morgen hineindenkt, zum Himmel hinauf, in die ganze Welt hinaus, zu den Eltern zurück, die im Grabe liegen, und die er sich jetzt herbeiwünscht, daß sie ihn begleiten, damit er nicht so mutterseelenallein den schweren glückseligen Weg gehen soll — da grüßt ihn der Professor, der sich auch schon früh heraus gemacht hatte. „Nun, wie ist's, Meister Lukas? Ich habe bis heute gewartet. Seid Ihr entschlossen?“

„Ja,“ sagte der Meister und reicht ihm die Hand zum Fenster hinaus, „ich mache den Blitzableiter, so gut ich's eben kann. Ich bekomme, will's Gott, ein großes Glück, und will mir's verdienen. Und ich habe mir's recht überlegt; das ist die schönste Ehre des Handwerkers, daß er mithelfe die guten Einrichtungen ins Werk zu setzen, die die Kopfarbeiter ausdenken.“

„Ich habe Euch was mitgebracht,“ sagte der Professor und gab dem Meister ein Bildnis. „Seht, ich bin auch nur einer, der ausführt, was dieser wollte, und wer weiß, wie der Werkmeister heißt, dem dieser seine Arbeit ausführt? Seht, ist das nicht ein ehrliches Gesicht?“

„Jawohl.“

„Und das ist Benjamin Franklin.“

Der Professor ging fort und der Meister hielt das Bild in der Hand.

Da lebt ein Mensch in weiter Ferne, drüben über dem Meer, und jetzt sieht er dich an, und es ist, wie wenn er dir zunickte, und er kann auch zu dir reden, ja er hat redliche Worte gesetzt, der Professor muß mir alles geben, was der Mann mit den getreuen Augen und dem klugen Mund still bei sich und für andere gedacht hat. „Guten Morgen, Meister Franklin, ich will als guter Geselle bei Euch arbeiten.“

Ich kann's euch nicht so gut wiedergeben, wie mein Meister das alles erzählt hat, was ihm das Herz hoch hebt, und er hat

das Bild — es war nur ganz klein, ich hab's noch — in sein Wanderbuch gelegt. Der Sohn des Meisters hat auch das Wanderbuch noch, es ist ihm lieber als seine ganze große Bibliothek.

Von der Art, wie der Meister die Meisterin gefreit hat, hat er mir nichts erzählt, das brauche ich auch nicht zu wissen; das beste ist, daß er sie gekriegt hat, und zu allen Zeiten werden rechtschaffene Brautleute im Herzen glückselig sein, ob die Kleider, die sie anhaben, nach der alten oder nach der neuen Mode sind.

Beim Bäcker Stenz hat's der Meister bald gemerkt, daß der Professor für ihn vorgeworben hat, denn Stenz hat fast mehr vom Professor gesprochen, als davon, daß der Onkel Senator war.

Am Montag früh — ich weiß nicht, ob's euch auch so geht, mir ist der Montag Morgen immer, als wär's der Morgen der ganzen Woche. Ich habe das von meinem Meister, dem ist's auch so gewesen. In den besten Stunden sehe ich ihn vor mir, wie er am Montag Morgen ausgesehen hat, da hat er ein Gesicht gehabt wie der helle Tag, wie der blaue Montag, der war aber bei uns immer der beste Arbeitstag.

An jenem Montag nach der Verlobung geht der Meister dran, den Blitzableiter herzurichten. Das ist ein schwer Stück Arbeit, und oftmals hat es ihm wieder ganz wirr zu Sinn werden wollen. Er hätte am liebsten sein Wort wieder zurückgenommen. Aber hundertmal hat er mir's gesagt: „Was man in klarer Stunde ruhig und deutlich sich vorgesetzt hat, das muß man ausführen wie ein Gebot, wie einen Befehl, über den man nicht Herr ist." Als gegen Abend der Professor zu ihm kommt, sagt der Meister: „Ich bitt' Euch, saget niemand in der Stadt etwas von dem, was wir miteinander machen wollen. Ist's fertig, mögen die Leute reden!"

„Ja, Meister Lukas," antwortet der Professor, „ich glaube im Gegenteil, alle Menschen sollen's wissen, daß Ihr Vorurteile besiegen helfen wollt."

„Das kann ich eben so gut, wenn die Sache fertig ist. Wenn die Welt von meiner Arbeit weiß, und absonderlich von einer so neuen, da ist es, als ob alle, die davon wissen, einem Hammer und Feile aus der Hand ziehen. Nicht umsonst sagt man im

Sprüchwort: man darf einem nicht zusehen, wenn man Feuer schlägt; die Zuschauer machen einen ungeschickt und unbeholfen und nachher sagen sie, sie hätten's prophezeit."

„Lieber Meister, unser Streiten nützt nichts mehr; ich hab's schon überall gesagt, daß Ihr der echte, rechte Mann seid, der mir mein Werk vollführen hilft. Ich weiß, Ihr laßt Euch durch keinerlei Gerede abspänstig machen. Denkt nur immer: Die reden, wie sie's verstehen, aber ich verstehe es besser und weiß, was ich zu thun habe."

Der Meister hatte nicht lange darauf zu warten, was er zu hören bekommen sollte. Als er am Feierabend zur Braut ging, traf er diese nicht in der Stube, und der Großvater sagte: „Guten Abend, Blitzschlosser." Damals hat der Meister den Unnamen zum erstenmal gehört; es ist aber kein Unname, im Gegenteil.

„Meint Ihr mich?" fragt der Meister.

„Ja, dich! Hast dich von dem Professor verführen lassen, ihm zu helfen, daß er ein gottloses, freches Werk auf sein Haus setzt, zu Schimpf und Spott für die ganze Stadt, wenn's, was Gott verhüte, dazu kommen sollte. Das weiß ich wenigstens gewiß, daß mein Schwiegersohn das nicht macht."

„Es ist nichts gottloses. Wenn Gott den Menschen Verstand und Kraft gibt, ein Unheil von sich abzulenken, so dürfen sie es thun."

„Gut, geh Sonntags in die Kirche, da kannst du hören, wie man dich aufbietet, aber ohne meine Susanne. Sie ist keine Blitzhexe."

„Was? Was soll denn das in der Kirche? Wie kommt denn das dahin?"

„Ja wohl, das Teufelswerk gehört nicht dahin. Kurz und gut, der Stadtpfarrer ist bei mir gewesen und hat gesagt, daß er es nur meinetwegen nicht thun will, ohne es mir vorher angekündigt zu haben. Zu dir will er nicht gehen, von dir will er nichts wissen, und er hat mir versprochen, es noch hinzuhalten, bis du dich öffentlich von dem Professor lossagst. Du willst dem Blitz einen Riegel vorschieben? Wer bist denn du mit samt deinem Professor? Am nächsten Sonntag wird euch beiden der Pfarrer das Höllenthor sperrangelweit aufriegeln, ihr könnt hineinspazieren,

wenn's euch gelüstet; aber mein Kind nehmt ihr nicht mit. Willst du widerrufen?"

„Nein! Ich habe mein Wort gegeben, und Ihr habt mir auch Euer Wort gegeben."

„Einem Freigeist braucht man das Wort nicht zu halten. Jetzt keine lange Rede mehr. — Willst du widerrufen?"

„Nein."

„Ich kann dich nicht hinauswerfen, ich könnt' es wohl, ich will's nur nicht. Aber ich gehe jetzt fort und komme nicht heim, bis du aus dem Hause bist."

Er faßte nach Hut und Stock, aber nun kamen Frau und Tochter herbei, und beschworen die Männer und weinten und klagten, daß man doch Friede halte. Als die Tochter sagte, es sei ja noch nicht ausgemacht, daß der Blitzableiter ein Teufelswerk sei, es sei vielleicht eher gottlos, an Teufelskünste zu glauben — da hob der Vater den Stock auf. Der Bräutigam fiel ihm noch glücklich in den Arm. Es schien dem Bäcker recht, daß er in seinem Jähzorn aufgehalten wurde, denn er hörte jetzt geduldig an, wie der Meister klärlich auseinander setzte, daß es die schönste Ehre des Handwerks sei, mitzuhelfen, eine für die Menschen so nützliche Erfindung einzuführen. Die Bäckerin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte: da sähe man ja schon deutlich, daß der Freigeist den Menschen bis in den Grund hinein verdorben habe; das gehe jetzt so weiter, und er verderbe ihre Tochter. Sie bejammerte die Kinder, die aus solcher Ehe geboren werden, aus einer Ehe, die mit Gottlosigkeit anfange. Sie rief die verstorbenen Eltern des Meisters an und beschwor sie, ihren Sohn bekehren zu helfen.

Jetzt fing Vater Stenz auf's neue an zu wettern und zu fluchen, er warte nicht auf den Beistand von Toten, er sei noch Manns genug, auseinander zu reißen. Er zerbrach ein Brot und rief: „So wenig das wieder zusammen kommt, so wenig . . ." Die Bäckerin ließ ihn aber nicht ausreden; so weit sollte es nicht kommen — „Nur nicht schwören!" Der Bäcker machte sich nun Luft in grausigen Verwünschungen gegen den Meister. Die Braut stellte sich zwischen ihn und den Meister und winkte immer ab-

wehrend mit der Hand, als finge sie die bösen Worte auf und schleudere sie weg vom Haupte dessen, auf den sie niedergeworfen wurden.



„Ich hab' dich gar nicht so gekannt" — das war das einzige Wort, das sie dem Bräutigam zuraunte, und der Großvater glaubte, sie rede ihm zu, und hieß sie samt der Mutter in die Kammer gehen. Sie mußten gehorchen.

Der Meister verließ das Haus und stand eine Weile vor demselben; das Herz im Leibe zitterte ihm, er glaubte, daß er nie mehr die Schwelle dieses Hauses betreten würde. Auch das hatte noch sein gutes. Er war so ohne alle Hindernisse zu seinem Glück gekommen; es ist noch viel schöner geworden, weil er es aus Kampf und Not herausholen mußte.

Es ist mehr Freude in der Seele um ein wiedergewonnenes Glück, als um ein solches, das nie gewankt. Freilich, damals hat der Meister nicht geglaubt, daß sich sein Glück noch herausholen lasse. Wenn ihm nur der Hexen-Professor hätte einen Schlaftrunk geben können, daß er diese Nacht zur Ruhe gekommen wäre. Aber er hat mir erzählt, daß er auf dem Heimwege die Menschen gegrüßt habe, wie einer, der aus dem Zuchthaus kommt, wie ein Verlorner, wie ein Verbrecher; und die Leute dankten ihm kaum, und manche thaten, als ob sie seinen Gruß nicht hörten. Wie glücklich war er gestern noch diesen Weg gegangen, und wie ganz anders ist das heute! Wo zwei miteinander gingen und lachten, und wo ein Mädchen am Brunnen mit einer andern plauderte, da war er gewiß, daß sie von nichts redeten, als von seiner Unthat und seinem Unglück. Niemand grüßte ihn als der Zeugschmied, der auch um Susanne geworben hatte, und er grüßte ihn heute so herausfordernd, so triumphierend. Und spät in der Nacht sah der Meister zu den Sternen hinauf und rief: „Du mein Herr und Gott da oben, Du willst nicht, daß wir ruhig zusehen, wie Übel und Wetter über uns herrschen; Du hast uns Verstand gegeben, sie abzuwehren. Hilf mir, daß ich fest bleibe, halte mich mit Deiner Hand, wenn ich da oben stehe. Es will mir schwindeln, wenn ich jetzt nur dran denke.“

Der Meister ist ein frommer Mann nach dem Herzen Gottes gewesen, und wenn man ihn auch einen Freidenker geheißen hat, es hat keine frommere Seele gelebt als er.

Während der Meister drunten zu den Sternen hinaufsah und Gott anrief und alle guten Gedanken in sich erweckte, saß ein andrer Mensch zur selben Zeit auf einer Dachkammer und richtete eine Flinte her, schaute rasch zur Dachlucke hinaus, sagte vor sich

hin: da trifft's ihn — und versteckte schnell die geladene Flinte hinter einem Dachbalken.

Den Meister unten, der zu den Sternen aufschaut, fröstelt es. Wer weiß, ob es ihm nicht geahnt hat, daß etwas gegen ihn vorbereitet wird, irgendwo. Er hat natürlich weiter nichts gedacht, als: die Menschen sind bös auf dich. Und sie waren auch alle geladen wie die Flinte.

Der Meister zündet sich Licht an, er hat ein Verlangen, den Franklin zu sehen, und dieser schaut ihn jetzt so freundlich an, wie wenn er sagen wollte: „Sieh einmal mich, wie ruhig ich bin, und sie haben gegen mich noch viel mehr gewettert."

Am Morgen, als der Meister in der Werkstätte war, kam ein vornehmer Besuch; es war der Onkel Senator. Er dankte kaum dem Gruße, stützte das Kinn auf den Stock — es war nötig, denn der Mund hatte gar schwere Worte zu sprechen: „Ich wollte dir eigentlich zu deiner Verlobung Glück wünschen; ist aber nicht mehr nötig," sagte er. „Ich komme nur, um dich daran zu erinnern, daß du ein weitläufiger Verwandter von mir bist und mir keine Unehre machen darfst. Verstanden?"

„Ich thu' nichts unehrliches."

„Ich glaub's. Ich bin nicht so abergläubisch wie die gedankenlosen Menschen hier. Aber das mit dem Professor ist ein Spaß, den er sich mit dir macht, und dazu ist unsere Familie zu gut. Wenn es auch wahr wäre mit den Bitzableitern; wir brauchen hier keine, hier in der Ebene. In hundert Jahren hat man hier nichts von Wetterschaden gehört. Also kurz und grad heraus, du sagst ihm die Arbeit auf."

„Das thu' ich nicht."

„Es ist nicht wahr, daß du mir so widersprichst. Du sagst auf. Verstanden? Adjes."

Der Senator ging in stolzer Haltung, seines Sieges gewiß, davon.

Der Meister hatte nicht lange Zeit, sich zu besinnen, denn bald wurde er auf die Zunftstube gerufen, und da saßen die Zunftältesten, das versammelte Gewerk. Damals galt ein Zunftmeister noch große Stücke. — Man heißt mich jetzt auch Zunftmeister, aber was bin ich? Nicht viel mehr als ein Almosenvater, und mit allen

Zünften ist es aus und vorbei. Seitdem man sich auf der Eisenbahn holen kann, was man will und wo man will, ist's mit dem Zunftwesen vorbei. Gehört eine Dampfmaschine in's Schlosser- oder Schmied- oder Sattler-Handwerk? Der Zunftmeister, der jetzt gilt, heißt Dampf, und gegen den ist nicht mehr aufzukommen. Damals aber, ja, da war es noch anders. Der Zunftmeister sagt also: „Wir haben da von einem dummen Spaß gehört, den sich der Professor mit dir machen will. Das geht uns so weit nichts an, du darfst dich zum Narren haben lassen. Das aber sollst du wissen: Ein Blitzableiter ist keine zunftmäßige Arbeit. Du darfst ihn nicht machen, oder du bist deines Meisterrechts verlustig. Punktum."

„Und wenn ich auswandern muß," ruft der Meister, „und wenn ich keine Ruhe mehr habe da, wo ich geboren bin, ich führe es aus!"

Der Meister war der Mann, der wirklich lieber ausgewandert wäre, und doch hat's keinen bravern Bürger gegeben, er war dreißig Jahr lang Viertelsmeister, so was man jetzt Stadtverordneter nennt.

Die Zunftältesten schimpften nun auf ihn los. Dem Meister ist's eng um den Hals geworden, wie er sich so muß anreden lassen, aber er faßt sich und sagt: „Wohlehrsame Meister und Genossen! Bei mir ist eine Arbeit bestellt, ehrlich und grad, und sticht die Spitze, die ich zu machen habe, einem alten Aberglauben ins Auge, so mag er davon bleiben."

Könnt euch denken, wie da auf den Meister hineingeschimpft wurde, und wer weiß, wie es noch gekommen wäre — da geht plötzlich die Thür auf, und der Professor kommt herein, ungefragt und ungemeldet, und der hat ein gutes Mundstück; er sagt's der Zunft, wie sie sich hinter's Licht führen lasse, und dann nimmt er den Meister mit und geht mit ihm Arm in Arm heim bis in seine Werkstatt. Die Leute, die's gesehen, haben lachen wollen, aber sie haben doch gemerkt, was es zu bedeuten hat.

Nun hat's aber eine andere geschickte Wendung gegeben, um die Sache zu hintertreiben. Die Schmiedezunft klagt beim Bürgermeister, daß der Meister in ihr Handwerk pfusche; solche Arbeit mit gestrecktem Eisen gehöre der Schmiedezunft. Ich darf

nicht verschweigen, daß der Großvater mit schuld an dieser neuen Aufhetzerei war; er hat den Meister doch gern zum Schwiegersohn gehabt, und die Tochter muß ihm viel vorgeweint haben; sie hätten ihn also gern auf gute Manier davon gebracht, daß er die Sache gar nicht machen darf. Denn das haben sie gewußt, auf anderem Wege läßt er nicht ab.

Ein Mann ein Wort, hat bei ihm gegolten, und wie er gestorben ist, hat ihm das der Pfarrer ins Grab nachgerufen.

Die Sache mit der Schmiedezunft hat der Professor zum Austrag übernommen, und er soll fein ausgeführt haben, wie aberwitzig es ist, eine neue Entdeckung in eine Zunft hineinbannen zu wollen. Die Sache hat geruht, aber der Zeugschmied war grimmzornig über den Teufelsspott und eifersüchtig dazu, und er hat öffentlich gesagt, er schieße den Meister vom Dach herunter wie einen Sperling, wenn er es wage, den Blitzableiter aufzusetzen. Es hat natürlich Leute genug gegeben, die das dem Meister zugetragen haben. Vor der Werkstatt des Meisters haben sich die Schulknaben versammelt, und haben allerlei Spott und Schimpf auf den Blitzschlosser gerufen und gesungen. Mein Meister hat oftmals den Strohwisch ins Schwarzwasser getaucht und die lärmende Schaar damit bespritzt, und da liefen sie davon, sind aber doch wieder gekommen. Ein besonders kecker Bursch hat einmal gerufen: „Der Blitzschlosser hat sich dem Teufel verschrieben, und jetzt will er uns alle schwarz taufen, wie der Teufel thut.“ Der Professor hat da besonders darüber gelacht, denn der war jetzt Schlossergeselle oder Goldschmied, wie man will. Das war nämlich so. Die vergoldete kupferne Kapsel, die man oben aufsetzt, hat der Meister nicht machen können, aber der Professor hat's verstanden; er hat nur keine Feuerstätte dafür. Und so hat er nun hemdärmelig beim Meister in der Werkstatt gearbeitet und das hat beiden gut gethan, sie sind wirklich Kameraden geworden.

Der Blitzableiter war fertig, Leitungsstangen und Leitungsstützen und das Ende, das in die Erde kommt, mit fünf Figuren dran, wie eine Geierkralle; alles wie es im Buch steht, war fertig. Aber jetzt heißt es: Aufrichten vor aller Welt.

III.

Es war ein wahrer Leidensgang, wie der Meister den Blitzableiter durch die Stadt getragen hat. Der Tag war hell, keine Wolke am Himmel. Der Professor hat den Meister abgeholt in die Stadt hinein, und vor dem Hause stehen zwei Stadtsoldaten. Mein Meister erschrickt, aber der Professor sagt: „Die habe ich bestellt zu unserem Schutz; seid nur nicht verzagt.“

„Seht, wie er aussieht,“ sagt eine alte Frau zu den Umstehenden, „er hat keinen Blutstropfen im Gesicht.“ Aber bald ist dem Meister alles Blut ins Gesicht geschossen, denn jetzt kommt die Braut auf ihn zu und sagt: „Lukas, ich bitte dich bei allem, was dir lieb und heilig ist, laß sein. Schau, ich habe dieser Tage auch viel überdenken müssen, was du machst; kann sein, du magst recht haben, es ist nichts gottloses dabei, im Gegenteil; aber warum willst du dich mit der ganzen Welt verfeinden? Du bist ein Schlosser. Du brauchst die Welt nicht zu bekehren. Laß das dem Professor und den studierten Leuten.“

Da hat mein Meister gesagt: „Nein! Ich muß ihm helfen. Jetzt red' nicht mehr viel und gib mir eine Hand.“

„Ich darf nicht, es sind so viele Leute da.“

„So nehme ich mir sie.“

„O lieber Gott, deine Hand ist ja wie eine Totenhand so kalt!“ klagt die Braut leise. „Ich bitte dich, du bist nicht gewöhnt, so oben zu sitzen, wo's dir schwindeln wird. Du hast gethan, was deines Handwerks ist; laß jetzt genug daran sein. Das Aufsetzen laß anderen.“

„Dann verzögert sich die Sache wieder und ist verloren. Nein, ich führ's ihm aus. Behüt' dich Gott.“

„Und dich auch tausendmal.“ Das gab dem Meister doch wieder Trost und machte ihn fröhlich, und wie er die Treppe hinauf ging, sagte er oft: „Und dich auch tausendmal.“ Ja, ja, so ein guter Zuspruch ist ein gutes Geleite; man hat noch den bei sich, von dem man eben fortgegangen ist. Der Meister tritt auf's Dach, alles schwimmt ihm vor den Augen, wie wenn die ganze Welt um ihn her schaukelte. Er zieht die Mütze ab und

betet still ein Vaterunser, und tausendmal hat er mir's gesagt, in seinem ganze Leben nicht hat er wieder so gespürt, was da drin liegt, und er hat den schweren Blitzableiter leicht auf die Schulter genommen und ist damit an dem Sparrenwerk hinauf, an dem eine Leiter festgebunden war. Der Professor ruft ihm noch zu: „Schaut Euch gar nicht um, Meister Lukas. Schaut nur auf Eure Arbeit, weiter nichts."

Der Meister sitzt also rittlings auf dem Sparrenwerk und fügt alles fest, und bald bekommt er den Mut, sich umzuschauen. Ja, da oben sieht man weit. Er sieht über den Wald den Wörlitzer Turm und den Petersberg bei Halle, und drunten in der Stadt, wie klein sind die Menschen, und das Fuhrwerk, das durch die Straßen rollt, ist wie Spielzeug. Jetzt beginnt die Susanne zu läuten, es klingt noch viel schöner hier oben, und unter Glockengeläute nietet der Meister sein Werk fest. Wie er den letzten Hammerschlag gethan, steht er aufrecht neben der Auffangstange, und kein Mesch auf Erden hat es gehört, was er da sagt, aber mir hat er's gesagt, und mir oft geschworen, daß er jene Minute nicht für ein ganzes Leben hingibt; denn er hat's gespürt, daß er dem Himmel nahe ist, so nahe, wie wenn er nur da anzuklopfen brauchte, um eingelassen zu werden.

Ein Volk Tauben kommt daher geflogen, sie fliegen gerade über ihn weg, und wie sie ihm zu Häupten sind, paff! da knallt ein Schuß, und eine Taube stürzt herunter und fällt ihm gerade ins Gesicht und bespritzt ihn mit Blut, und er läßt die Stange los und stürzt selber nach, vom Dache jählings hinab auf die Straße.

Nicht wahr, es zuckt euch auch durchs Herz, wie wenn ihr plötzlich geworfen würdet? So zwischen Himmel und Erde schweben, zwischen Tod und Leben?

Ich sehe den Meister vor mir, wie er die Hand aufs Herz legt, wenn er das berichtet.

„Du kannst dir's nicht vorstellen," sagt er, „und ich selber kaum mehr, wenn ich dran denke. In solchem Augenblick, da gibt's keine Minuten mehr, da war's wie ein Stück aus der Ewigkeit. Hunderterlei, was sich gar nicht so schnell denken läßt,

war da zusammengedrängt. Es ist mir gewesen, wie wenn's nicht wahr wäre; es ist nicht wahr, daß ich fliege, ich träume es nur, und doch habe ich's schnell wieder gewußt, und eine Sünde aus meiner Kindheit — daß ich einmal meine verstorbene Schwester hart geschlagen habe, daß sie in Ohnmacht gefallen — ist mir plötzlich durch den Sinn gefahren, so schnell, schneller als sich nur denken läßt, und wie ich Schreien von unten höre, entsetzlich, jammervoll, da spüre ich erst, was mit mir vorgeht. Spring auf die Zehen, du mußt, du mußt dich retten. Hilf mir, heiliger Gott! Das hat man mich schreien hören, und ehe ich's weiß, stehe ich unten auf dem Boden, knicke zusammen und richte mich wieder auf ..."

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Mir benimmt's den Atem, wenn ich daran denke, wie der Meister durch die Luft fliegt, daß alles zugeschaut und geschrieen, geweint und gebetet hat, was da auf dem Markt stand; das ist ja ein Wunder, was da geschehen ist — und alle, die nicht auf dem Marktplatz waren, haben es bereut, daß sie das Wunder nicht auch mit angesehen. Und wahr ist's, die Menschen lassen sich durch ein Wunder, oder etwas, das so aussieht, lieber bekehren, als durch klare gerade Vernunftgründe.

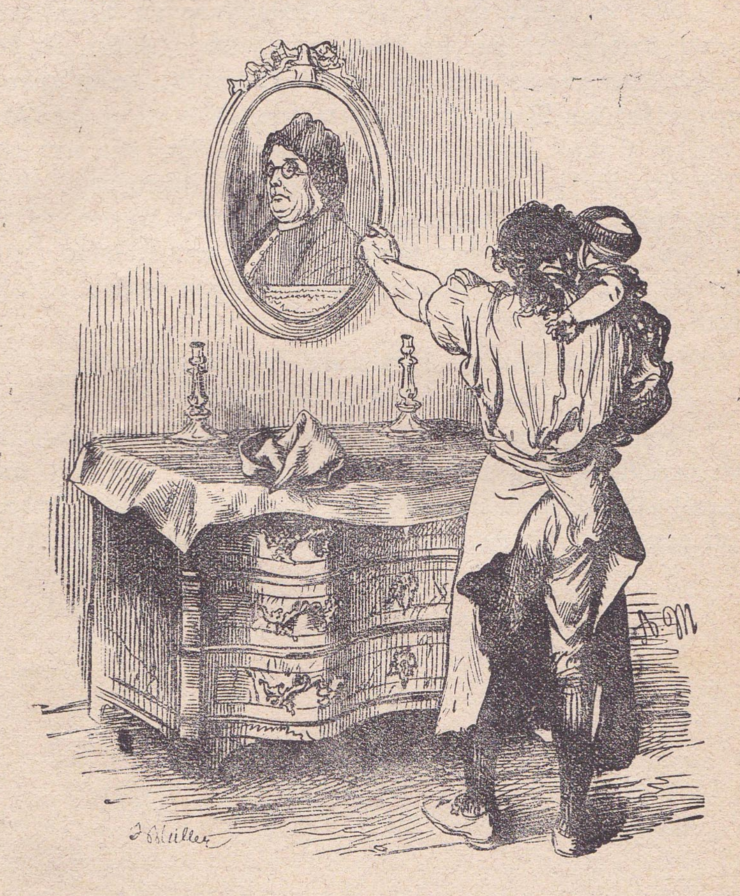
Könnt euch denken, oder könnt's euch eigentlich nicht denken, wie es den Brautleuten war, als sie wieder einander in den Armen hielten.

„Du bist mir vom Himmel geschenkt, und jetzt laß ich dich nimmermehr los," sagte die Braut; und ich muß sagen, der Meister hat sein Leben lang eine gewisse besondere Zuversicht behalten, weil er einmal fast wie durch ein Wunder vom Tod errettet wurde.„

Er hat später das Glück gehabt, ein Kind aus dem Wasser zu retten; er hat die Ehrenmedaille dafür bekommen, hat sie aber nie getragen; hundertmal hat er gesagt, daß er ein Glückskind sei, weil ihm das zu teil geworden. Und tausendmal hat er mit Dank beteuert: „Ich bin mit Gottes Hilfe gerettet worden.

Wer den Schuß gethan? Ob er den Tauben, ob dem Meister gegolten? — fragt ihr. Der Schuß war aus einem Dachgiebel

gekommen. Der Zeugschmied war von dem Tag an aus der Stadt verschwunden. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. — Natürlich, daß jetzt alle thaten, als ob sie ihr Leben lang kein Wort gegen das Aufrichten eines Blitzableiters gesagt hätten.



Der Bäcker Stenz war auch bekehrt, aber einen Ärger hat er doch von der Geschichte behalten.

Den Tag nach der Rettung des Meisters kommt der Bruder des Stenz, der Schiffmann gewesen ist, aus Hamburg zurück und erzählt, daß man dort vor wenig Tagen auf dem Jakobi-Turm

einen Blitzableiter aufgerichtet hat, und das ist der erste in Deutschland. Hätte man dem Meister nicht so viele Hindernisse in den Weg gelegt, hätte Wittenberg den Ruhm des ersten Blitzableiters in Deutschland.

Noch im Herbst ist auf unsere Schloßkirche ein Blitzableiter gesetzt worden, und wer hat ihn gemacht? Mein Meister. In der ganzen Umgegend hat alles nur von ihm Blitzableiter haben wollen, und er hat den Namen Blitzschlosser sein Leben lang behalten. Auf der Hochzeit da soll's lustig hergegangen sein, wie noch nie. Der Professor hat dem Meister ein großes eingerahmtes Bild zum Hochzeitsgeschenk gemacht, und den Spruch drunter gesetzt, der aus dem lateinischen übersetzt sein soll und Franklin ehrte, der sich auch um die Freiheit in Amerika so sehr verdient gemacht hat. Der Spruch heißt:

Des Himmels Blitz wußt' er zu bannen,
Das Schwert entriß er den Tyrannen.

Franklin ist von uns stets in hohen Ehren gehalten geworden. Er war ein Mensch wie wir, aber gescheit wie der Tag, und gerad' und einfach wie ein Erzvater, und wenn der Meister besonders gut gegen mich gewesen ist, hat er mich Benjamin geheißen."

Verein für Verbreitung guter Schriften.

Basel, No. 30.

Zwei Hochzeiten an einem Tage.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben.

Von

W. O. von Horn

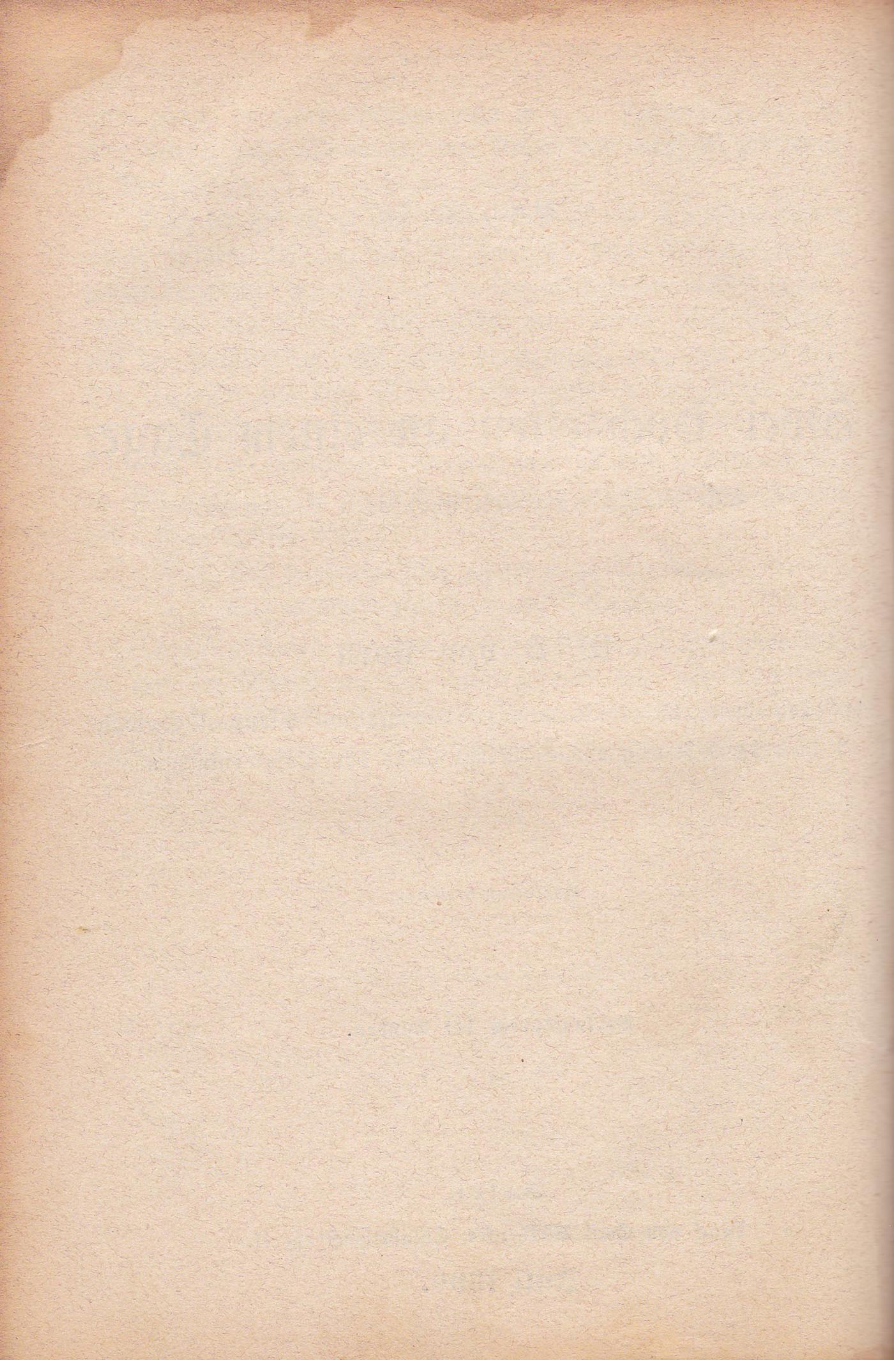
mit besonderer Erlaubnis dem im Verlage von **Stephan Geibel**, Altenburg S-A erschienenen Werke „Aus der Maje“ entnommen.

Verkaufspreis 10 Rappen.

Basel.

Druck von Emil Birkhäuser, Elisabethenstraße 11.

Juli 1896.



Zwei Hochzeiten an einem Tage.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben.

Von W. O. von Horn.

1.

Es mögen schier mehr denn dreißig Jahre ins Land gegangen sein, seit sie meinen unvergeßlichen Onkel ins Grab gelegt haben. Er war Pfarrer in einem kleinen Dorf auf dem Hunsrücken viele, viele Jahre lang, und sein Tod machte eine unausfüllbare Lücke in unserm Familienkreise wie in dem seiner Gemeinde, die ihn wie einen Vater liebte. Er war allein durchs Leben gegangen, und daß ihm kein Familienglück blühte, das hat mich oft mit teilnehmender Trauer erfüllt, weil nicht wohl jemand empfänglicher dafür sein konnte wie er. Dafür gehörte seine volle Seele seinen Geschwistern, ihren Kindern, seiner Gemeinde und allen Unglücklichen und Leidenden unter seinen Mitmenschen.

Eine lange Reihe friedlicher Jahre war an ihm vorübergegangen; aber es kam, wie er oft, schwere Geschicke ahnend, gesagt: sein Lebensabend sollte noch umbraust werden von den Stürmen und Wetterschlägen der französischen Revolution, und erst als der große Gährungsprozeß sich abzuklären begann, schlummerte er eines Abends sanft ein, um nicht mehr für dieses Leben zu erwachen.

Seit jenen schönen Jugendtagen, die ich beim Oheim verlebt, bin ich selbst ein Greis geworden, und die Uhr der Tage ist mehr denn sechsmal zehn Jahre fortgerückt; aber dem teuren Heimatland, dem schönen, grünen Hunsrücken bin ich nicht bloß mit dem Herzen nahe geblieben, sondern auch räumlich, ganz nach

dem alten deutschen Sprichwort: „Wo das Häslein geheckt ist, da ist es gern.“

In den Jugendjahren war es der Glanzpunkt der Ferien, zu dem Oheim zu wandern, und bis in die frühesten Knabenjahre reichte diese Freude hinab. Warum auch nicht? — Ihm, dem teuren Oheim, war es die größte Freude, uns um sich zu haben und uns den Aufenthalt in seinem Hause so angenehm zu machen, als es ihm nur irgend möglich war.

Der Wald mit seiner Herrlichkeit, die Waldschläge mit ihren Erdbeeren, Heidel- und Himbeeren, Haselnüssen und Vogelnestern, die Bäche mit ihrem reichen Krebsfang und ihren Forellen, des Nachbars Vogelherd mit seinen Krammetsvögeln und Drosseln und, als wir erwachsen waren, die reiche Jagd: — das alles stand uns offen und zur Verfügung, und wenn wir froh und glücklich waren, dann strahlte des Oheims Angesicht von innerer Lust und Freude, und man sah und fühlte es ihm an, wie unsere Lust und Freude auch ganz die seinige war.

Da wird es meine lieben Leser nicht Wunder nehmen, wenn ich mit meinen Gedanken mich in jene glücklichen Tage versetze und ihre lieben Erinnerungen an mir vorübergehen lasse. Je und dann heben sich einzelne Bilder besonders ab und treten rund wieder vor die Seele, wie sie einst lebenswarm vor dem leiblichen Auge gestanden. Werden doch die frühesten Jugenderinnerungen im Alter besonders lebendig!

An eine Begebenheit wurde ich erst in diesen Tagen wieder lebhaft erinnert. Sie fällt in die Zeit vor der französischen Revolution, und wenn ich auch selbst weniger damit in Berührung kam, so hat doch die Erzählung eines älteren Bruders sie aufgefrischt, und jene Erzählung ist es, die ich hier fast wörtlich wiedergebe.

Es war, erzählte er, wenn ich mich genau erinnere, im Sommer des Jahres 1790, als ich von Heidelberg, unserer pfälzischen Landesuniversität, in die Ferien kam, welche wir Ernteferien nannten. Sie dauerten damals allerdings vierzehn Tage; dafür waren aber auch die übrigen Ferien kürzer, und es kam

im Jahre ein Maß von Ferien heraus, das lange nicht an das unserer Tage hinanreicht, wo ein sogenanntes Semester, das heißt eine Zeit von sechs Monaten eine gar feine Verkürzung erleidet, damit die liebe Jugend nicht „überstudiert“ werde und — zum Bücherschreiben hübsche Zeit übrig bleibe! Wohl bekomms beiden, die dabei beteiligt sind! Bleibt ja doch die Welt dabei in ihren Angeln und alles in seiner Ordnung, und die liebe Jugend hat fröhliche, freie Tage, die ihr auch leiblich wohl thun. Doch — um wieder einzulenken — mein liebstes Ziel neben dem teuren Elternhause war des Oheims Dörflein. Im Rheinthal, wo das Elternhaus stand, herrschte in jenem Sommer eine sengende Glut, und das Grün der Berge ermangelte jener Frische, die dem Auge so wohl thut. Matt hingen Zweige und Blätter an Baum und Strauch, und in den Weinbergen erinnerten gelbe und rote Blätter sowie bläuliche und welke Träubchen daran, daß die Sonne gar lange schon vom wolkenlosen Himmel niederstrahlte, ohne daß ein erquickender Regen gefallen wäre. Diese Träublein, so klein sie auch waren, denn die Blüte war ungewöhnlich frühe eingetreten, mußten bald einen belebenden Regen haben, sonst fielen sie ab, und des armen Winzers Hoffen ging frühe zu Grabe.

Mein Weg führte damals durch ein enges, spaltenartiges Thal, wie sie sich überall gegen die Höhe des Hunsrückens verlaufen. Die Sonne brannte einen schier in die Erde. Das Bächlein, welches durch das Thal rann und im Winter und Frühling recht wild und ungebärdig werden konnte, war schier vertrocknet. Mein Weg zum Oheim maß drei Stunden. Ich schritt, so rasch es die Sonnenglut zuließ, der Höhe zu, wo der Hunsrück in seine Rechte tritt, und freute mich des kühleren Luftzugs dort oben und der Waldfrische, da mein Weg noch ziemlich weit durch einen schönen Eichwald führte, ehe ich einen Standpunkt freierer Rundschau erreichte.

Nach beträchtlichem Steigen kam ich endlich in den frischen, kühlen Wald und sank am Stamm einer jener gewaltigen weitästigen Eichen ins Gras, die gewiß mehr denn ein Jahrhundert kommen und gehen sahen.

Erst nachdem ich ausgeruht, griff ich wieder zum Wanderstab. Wenn auch noch immer der Weg bergan führte, so war doch die Waldeskühle belebend und erfrischend. Ein leiser Lufthauch bewegte die Blätter in den Wipfeln und strich manchmal erquickend durch die Säulenhallen hin, durch die mein Weg führte.

Jetzt wurde der Wald lichter, und nach einigen hundert Schritten stand ich unter der einzelstehenden Wettereiche, deren Krone der Sturm, Gott weiß wann, gebrochen hatte, und die zwar nicht mehr die mutige Stirne, doch das feste Herz seinem Brausen entgegenstemmte. Die Krone konnte er brechen, die Brust trotzte ihm.

Über bewaldete Höhen, über weite Fluren, über wiesenreiche Thäler schweifte hier in weiter Runde der Blick. Hier und dort ragte ein Kirchturm aus den tieferliegenden Gründen herauf, oder eine Mühle erschien im Thale, deren klapperndes Rad der reiche Quellbach trieb. Links zog sich der langgestreckte Kamm des dunkelbewaldeten Soon weithin, bis seine Wälderstrecken dem „Hochwald", der den Gesichtskreis begrenzte, die brüderlichen Hände boten. Weitherrschend blickte die hochliegende „Wildenburg" über das wellenförmige Waldland, und tiefer und mir näher hoben sich die Trümmer der Burg Koppenstein auf ihrem Grauwackenzuge stolz am klaren Himmel ab. Mehr rechts reckte der „Idar" sein Haupt empor; nicht ferne davon blickte die Ruine des uralten „Veldenz" herüber. Dort lag das hohe Kirchberg schutzlos auf kahler Höhe, und dahinter, hinweg über die Berge, zwischen welchen sich die Mosel durchdrängt, erblickte man die Kegelberge der Eifel, namentlich die „Hochacht". Wandte sich dann der Blick zum Vordergrund, so ruhte er auf der Kirche von „Ravengiersburg" aus, die kirchlich das weite Land an sich kettend, auf den Trümmern einer Burg erbaut war, deren Ursprung sich in der Zeiten dunkle Ferne verliert wie das Geschlecht der „Rauinger", das einst hier gebot und, längst erloschen, nur noch in Urkunden als das mächtige „Raugrafengeschlecht" dem Forscher seine Rätsel zu lösen aufgibt.

Was aber mehr noch als das reiche Landschaftsbild wohl that, war die Frische, das saftige Grün, das überall herrschte. Der Gegensatz gegen die am Rhein herrschende Dürre und Farblosigkeit war überraschend. Der wunderbar erquickende Waldduft, das erfrischende Lüftchen, das später im Jahre mit dem Spottnamen „Hunsrücker Zephir" belegt den Wanderer eisig durchschauert, das alles brachte auf mich eine belebende Wirkung hervor.

So sehr mich auch die Sehnsucht nach dem teuern Oheim hinzog, die Erschöpfung und die herrliche Fernsicht übten gleichmäßig ihre Macht über mich aus und fesselten mich an den Schatten der uralten Wettereiche.

Warum sollte ich auch eilen? In einer guten Stunde konnte ich des Oheims Schwelle überschreiten und das Mittagsläuten der nahen Dörfer klang schon zu mir herauf. Ich wollte die höchste Tageshitze hier vorübergehen lassen.

In dem gesunden Magen eines kräftigen jungen Menschen lauft oft die Uhr vor, und es ist Mittagszeit, ehe es diese Tageszeit vom Kirchturm läutet. Auch mir war es so gegangen. Dank aber der teuern, vorsorglichen Mutter, fand ich in meinem Ränzel die Heilmittel für mein Übel, und so schlug ich meine Tafel auf dem grünen Rasen auf und konnte nebenbei mich der schönen Berg- und Waldlandschaft erfreuen. Das war köstlich.

Die Schatten waren schon länger geworden, als ich das schöne Wiesenthal vor mir liegen sah und am Ende desselben das Dorf, das mein Wanderziel war.

Liebevoll und freudig, wie ich es gewohnt war, wurde ich aufgenommen. Frage an Frage reihte sich, und als die jüngsten Ereignisse des Vaterhauses bis ins Einzelne berichtet waren, erweiterte sich der Kreis, der endlich sich bis zur Universität ausdehnte.

Auch dieses reiche Kapitel war endlich erschöpft, und nun zog sich das Gespräch auf das Dorf, dessen Familien ich genau kannte, und i ch kam ans Fragen.

Der Zeitraum, welcher zwischen meiner letzten Anwesenheit und dieser Stunde lag, war nicht eben enge. Er war groß ge-

nung, um manche Veränderung in sich zu fassen. Mancher war gestorben, den ich gekannt; manches Paar war getraut worden, das ich noch als Jüngling und Jungfrau verlassen.

Bei der Teilnahme, die Du immer meinen Gemeindegliedern bewiesen, bist Du recht zur guten Stunde gekommen, lieber Fritz, sagte nach einem längeren Schweigen der Oheim; außerdem tritt morgen ein Stück Volksleben vor Dich hin, das Dich in mehr als einer Beziehung ansprechen, vielleicht schmerzlich berühren wird. Es werden nämlich morgen zwei Hochzeiten gefeiert, eine sogenannte „große", wie sie immer mehr und mehr in Abnahme kommen, und eine einfache, stille, wie sie immer häufiger werden, was ich von meinem Standpunkt aus nicht anders als gern sehen mag.

Zwei Hochzeiten an einem Tage! rief ich aus. Das ist Dir, lieber Oheim, gewiß selten vorgekommen?

Gewiß, Fritz, besonders wenn Du die geringe Seelenzahl meiner Gemeinde in Betracht ziehst.

Aber wer ists denn? Du weißt, Oheim, ich kenne die jungen Leute Deiner Gemeinde alle ziemlich genau und weiß Aller Namen und Verhältnisse, selbst ihre Herzensangelegenheiten sind mir nicht fremd.

Nun, lächelte er, ich will einmal sehen, ob Du wirklich Dich ihrer erinnerst. Kennst Du Fröhlichs Peter?

Ei sollt ich des bildhübschen Burschen mich nicht erinnern, des flinken Tänzers, dessen Vaterhaus drunten bei der Dorflinde steht? Er ist der einzige Sohn seines Vaters, der Witwer ist, und einer der reichsten Erben hier im Dorfe. Siehst Du, Onkel, wie ich noch hier zu Hause bin!

Bestanden! rief der Onkel. Ich will sehen, wie es weiter aussieht.

Ich will noch genauere Kenntnisse entwickeln, teurer Oheim, — er wird morgen mit Schneiders Ammichen getraut, dem schönsten Mädchen des Dorfes — sagte ich. Ein solch liebliches Gesichtchen mit so großen, schönen, blauen Augen und so reichem,

herrlichem, blondem Haare und so schlanker, edler Gestalt vergißt man so leicht nicht.

Etwas weniger Begeisterung würde nichts schaden, sagte mit dem erhobenen Zeigefinger drohend der Oheim. Ich lasse einstweilen Deine Frage nach der Braut unbeantwortet und frage weiter: erinnerst Du Dich der Tochter des reichen Bärmann?

Nun wahrlich, Oheim, da müßte ich doch schief gewickelt worden sein oder Tinte getrunken haben, wenn ich über dem schönen blonden Ammichen die zweite Dorfschönheit sollte vergessen haben! Bärmanns Lischen mit den braunen leuchtenden Augen, der etwas dunklen Hautfarbe, den frischen roten Wangen und dem dunklen Haare, sie steht jetzt wieder lebendig vor meiner Seele!

Was nicht gerade notwendig ist, meinte der Oheim.

Die wird gewiß mit Paul Röhrig getraut, fiel ich ein. Ich verwette alles, wenn ich irre, denn beide hatten sich lieb.

Ja, das mag sein, fuhr der Oheim fort, aber Du kennst das Verfahren nicht, das bei den Heiraten auf dem Lande maßgebend ist, das sehe ich wohl. Sieh, solange zwei junge Leute, die nach den feststehenden Grundsätzen nicht zu einander passen, miteinander gehen, wie der Bauer sich ausdrückt, oder ein Liebesverhältnis zusammen haben, wird das nicht weiter hoch angeschlagen; denn bis zur Heirat ist ein weiter Weg, und dies „Miteinandergehen" ist bei weitem noch nicht der Weg zu einer Heirat. So weit auch im Leben die Verhältnisse auseinanderliegen, das steht als Ergebnis der Erfahrung fest: reiche Bauernkinder und die Prinzen und Prinzessinnen hoher, fürstlicher Häuser sind in vollkommen gleicher Lage. Sie dürfen keine Herzen haben, oder die Sprache dieser Herzen muß verstummen, wenn der tiefernste Augenblick naht, wo es sich um die Verbindung für ein ganzes Menschenleben handelt. Entsagen heißt das Gebot, gegen dessen Macht nichts aufkommt. Vorteil und Rücksicht auf irdischen Vorteil bestimmt allein die Wahl, die nicht die Herzen der Kinder, sondern der berechnende Verstand der Eltern vornimmt, und gegen diese Entscheidung gibt es durchaus keine Appellation.

Nur eine schiefe Miene wäre schon ein schwer zu sühnendes Verbrechen.

In dem Fürstenhaus handelt es sich um eine goldene Krone, im Bauernhof um ein schön abgerundetes Ackergut; dort gilt es den Rang, hier den Reichtum. Hier unten wie dort oben muß das Herz schweigen, und wenn es bräche. — Wolltest Du einem rechten gebackenen Bauern etwas von Liebe und Lebensglück sagen, so würde er Dir antworten: das ist dummes, neumodisches Geschwätz, alberne Pimpelei, die nichts wert ist! Das Lebensglück ist der hartgebackene Wohlstand, und die Liebe kommt allemal nach der Hochzeit und nicht vorher. Er würde Dir sagen: als ich meine Marthe heiratete, wars grade so, wie Du da schwatzest: sie hatte einen Schatz, mit dem sie viele Jahre gegangen war; mir gings nicht besser. Es that einem ein bißchen leid; aber wir haben uns Treue gelobt und gehalten und haben uns lieb gewonnen und brachten ein schönes Heiratsgut zusammen, das bei unserem Fleiß und unserer Sparsamkeit recht gedeihlich zunahm, und das kittet fester zusammen als das, worauf Ihr Leute den Wert legt. Pah, die Liebe, die hungern muß, hat schnell ein Ende. Bleibt mir mit all dem Karfunkel im Ofenloche vom Leibe! Droben in den fürstlichen Kreisen nennt man das, was den Ausschlag gibt, die Diplomatie, aber es läuft auf eins hinaus, und auf ein thränenreiches, verkümmertes Leben, auf einen zertretenen schönen Jugendtraum kommt es nicht an, hier unten wie dort oben nicht.

Aber was soll diese Einleitung, Oheim? fragte ich gespannt.

Nichts anderes als Dir sagen, daß die beiden Hochzeiten morgen vier Herzen auseinander reißen! — Das war die Antwort, die mich nicht wenig ergriff.

Wieso denn, Oheim? fragte ich mit einer raschen Bewegung. Bleib ruhig sitzen, Fritz, fuhr er fort und drückte mich sanft in den Sessel zurück, aus dem ich mich rasch erhoben hatte. Du sollst alles erfahren.

Es sind seit der Konfirmation der zwei Paare, die Du nanntest, fünf oder sechs Jahre hingegangen. Beide sind an der

Schwelle der zwanziger Jahre, und da ist es eben Zeit, daß man an die Verheiratung der Söhne und Töchter zu denken anfängt, wenn sie reich sind. Die Väter bewegen diesen Gedanken im Herzen und sehen sich, haben sie eine Tochter, nach einem passenden Bräutigam oder umgekehrt nach einer passenden Braut um. Die Freiersmänner, deren es handwerksmäßig immer einen oder zweie von besonderem Talent im Dorfe gibt, werden insgeheim zu Rat gezogen. Sie wissen zu schweigen, aber auch zu reden, wo eins oder das andere geboten ist, und ein paar Kronenthaler bringen die notwendige Wirkung allemal mit entschiedener Folgerichtigkeit zu Tage. Ein solches beratendes Gespräch beginnt immer oder doch in der Regel mit dem Wetter, der Ernteaussicht, den Fruchtpreisen und allen den Dingen, welche das Leben und die Erfolge der Bestrebungen des Landmanns berühren. Sie gehen dann unvermerkt auf das Alter der Eltern, auf die Notwendigkeit der Hülfe oder der Ruhe der Alten über, weilen bei dem Lohn des Gesindes, der Treulosigkeit, Weltlust, Putzsucht und Arbeitsscheu desselben mit einigen Erfahrungsseufzern, und es tritt dann ein Schweigen ein, das ein tiefes schmerzliches Nachdenken in sich zu schließen scheint, aber doch nur Form ist, die beobachtet werden muß.

Jetzt merkt der Freiersmann, daß seine Stunde geschlagen hat. Er bringt seine Gesichtszüge in die Form eines ebenso pfiffigen als wohlwollenden Lächelns und sagt: nun, Nachbar oder Vetterchen (wie er den vertraulich nennt, von dem er weiß, daß er die verborgene Absicht hat, sich seiner Freierskunst zu bedienen), so möcht ich Euch einen guten Rat geben. Dinget Euch einen Knecht (oder wenn es eine Tochter ist, für die eine Freierei einzuleiten ist), eine Magd auf das lange Jahr! Die kriegt Ihr wohlfeil und bringt noch ein. —

Wie meinst Du das? fragt, sich dumm stellend, der Vater, sieht aber dabei den Freiersmann nicht an.

Ha, ha, ha! lacht der Freiersmann. Man meint, verstündet kein Deutsch! Suchet Eurem Sohn eine Frau oder Eurer Tochter einen Mann, und das „lange Jahr" ist das Leben! —

Der Alte seufzt wieder und meint, der Rat wäre schon gut, wenn das so leicht wäre, wie man es ausspräche.

Nun, ruft der Freiersmann aus, es gibt Leute, die solch Geschäft, wenn es auch viereckig ist, kugelrund machen, und von der Sorte bin ich einer. Habt Ihr Euch noch nicht umgesehen? Ich müßte Euch nicht kennen, wenn ich das glauben sollte. Ihr seid ein Mann, der weiß, wo der Hase im Pfeffer liegt!

Freilich, entgegnete der Alte, man denkt an seines Kindes Glück und überlegt sichs rechts und links, hin und her. —

Nicht mehr als Pflicht! versetzte der andere; aber warum rücket Ihr nicht mit der Farbe heraus? Soll ich einmal Vorschläge machen? Ich weiß auch, wo Barthel den Most holt! —

Der Alte schweigt und nickt bloß bejahend, aber sein Ernst bleibt unverrückt.

Gleich zu Gleich,
Reich zu Reich;
Reich zu Arm
Bringt allezeit Kreuz und Harm!

Das ist so meine Meinung, und ich halte dafür, daß Ihr mir darin beistimmet, sagt der Freiersmann und fährt, nachdem der Alte mit wichtiger Miene genickt hat, fort: Ihr habt Euer Haus, Eure Scheune, Eure Stallung voll, auch wohl in der Kiste und der Nebenlade mehr als Dieser und Jener (die er namentlich aufführt, weil sie heiratsfähige Kinder haben), habet so und so viel Morgen Äcker und Wiesen und ein paar Kernochsen im Acker. Da mein ich, könntet Ihr schon Euresgleichen suchen. Nun nennt er den Namen, der seine Geltung und seinen Wert hat, und von dem er weiß, daß der schlaue Alte ihn nur nicht aussprechen will. Dann hält er ein und blickt den Alten lauernd an.

Dieser verändert keine Miene, wiegt aber nachdenklich den Kopf zwischen den Schultern.

Wie meint Ihr? fragt endlich der Freiersmann bedächtig.

O — dehnt der Alte, dem das Herz in der Brust lacht, da könntest Du Recht haben! Aber —

Was aber — ? fährt der Freiersmann auf. Meint Ihr nicht, daß Euer Kind nur die fünf Finger der rechten Hand ausstrecken dürfte und gleich an jedem Finger Einen oder Eine hängen hätte? Da müßte ich doch stockdumm geboren sein, wenn ich das nicht wüßte! Laßt mich einmal machen. — Ich wette hundert gegen eins, ich brings fertig!

Dann soll mirs auf ein paar neue Thaler auch nicht ankommen, sagt nun der Alte, und die Sache ist abgewickelt. Der Freiersmann geht, und nach einigen Tagen kommt er wieder und bringt die Zustimmung des Vaters des in Aussicht genommenen Bräutigams oder der Braut, und die Geschichte ist im rechten Fahrwasser.

Ich lachte hell auf bei dieser Darstellung des Oheims.

Man sollte schwören, lieber Oheim, Du wärest Ohrenzeuge solcher Verhandlungen gewesen! — Bin es auch gewesen, sagte er lächelnd, sonst könnte ich ja nicht so genau es beschreiben! — Aber die Kinder? fragte ich gedehnt. Die armen Kinder, antwortete er, haben keine Stimme, wie die Fürstenkinder. Da ist der dirigierende oder regierende Minister der Freiersmann, und statt der zwei oder drei neuen oder Kronenthaler erhält er einen oder zwei Orden; von den Kronenthalern, die nebenbei kommen, oder den goldenen Schnupftabaksdosen schweigt die Geschichte, denn — umsonst ist der Tod, sagt das Sprüchwort, und der kostet das Leben!

Die armen Opfer! rief ich schmerzlich bewegt aus. — Ja wären sie arm, fiel der Oheim mir in die Rede, dann wäre alles anders, und das Herz dürfte schon ein Wörtlein mitreden. Der reiche Bauer sagt: Von der Liebe kann man nicht leben, die kommt allemal hinterdrein, wenn die jungen Leute einsehen, wie gut es ihre Eltern gemeint, und daß ein weiches, warmes Nestlein besser ist als eine harte Diele und „Genug“ dem „Zu wenig“ vorzuziehen ist. So klug waren wir, und so klug sind am Ende auch unsere Kinder.

Nun fehlt aber die Nutzanwendung noch, Oheim, sagte ich. — Die sollst Du gleich haben, erwiderte er; nur möchte ich noch

eins bemerken: Wer da glaubt, es fehle im Bauernstand an dem tiefsinnigen Gefühl, es mache sich so, wie der hartgebackene reiche Bauer urteilt, der irrt. Ich kenne leider nicht wenig Ehen, die so geworden sind, und wo eine innige Jugendliebe hingeopfert wurde. Es siecht das arme Herz, besonders beim Weibe, durchs ganze Leben. Ihre Kinder werden ihr alles, ihr einziges Glück, ihre einzige Lebensfreude; aber aufs neue drückt sie der Gedanke, daß sich ihr Loos bei ihnen wiederholen wird, und das mischt immer bittere Tropfen in den Kelch ihrer Freude. Manche habe ich frühe hinwelken sehen; manchen kannte ich, der äußerlich reich, innerlich arm durchs Leben ging, aber dennoch wurde es auch bei ihm nicht anders, wenn jene entscheidende Zeit eintrat, wo es galt, seine Kinder zu — versorgen.

Du weißt, die beiden Paare, die morgen sich trauen lassen, durchkreuzten mit ihrer Jugendliebe die Bauernberechnung. Bärmanns Lischen ist unstreitig die reichste Erbin im Dorfe. Sie hing mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens an Röhrigs Paul; aber Röhrigs Paul ist der Sohn eines armen Mannes, der mit seinen zwei Kühen sein kleines Ackergütchen baut, noch außer Paul vier jüngere Kinder hat und mit Paul in den Taglohn geht, während die zwei auf ihn folgenden Mädchen schon in Diensten als Kindermägde stehen. Bei ihm ist es so, wie man zu sagen pflegt, daß Schmalhans Küchenmeister ist, und gar manches Jahr kam und ging, daß der alte Röhrig und seine Frau kummervoll sich sagen mußten: wir müssen leihen; denn wir kommen nicht aus. Da haften noch Schulden dazu auf den armen Leuten, die erst jetzt anfangen, sich zu vermindern, seit der brave, fleißige Paul mit seinen kräftigen Armen eingreift. Da magst Du Dich wohl fragen, ob der reiche Vater des Mädchens dies zugeben könne? Die Antwort liegt in vier Buchstaben; zweie hätten ihr Lebensglück gegründet. — Und wenn Du Dich fragst, ob der reiche Vater Peter Fröhlichs nicht denselben Grundsätzen huldige, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein.

Reich zu Reich,
Gleich zu Gleich!

Reich* zu Arm
Bringt allezeit Kreuz und Harm!

Das ist das Wort, welches eine unermeßliche Bedeutung hat.

Ammichen ist ja eines armen Mannes armes Kind. Wie durfte Peter die heimführen ins große Haus, das einzige, welches mit Schiefer gedeckt ist unter allen Bauerngehöften? — Erheiratet Peter ein Haus mit seiner reichen Braut, so hat auch seine Schwester Christine eine reiche Heirat in Aussicht. Da lag nichts näher, als daß der Freiersmann zu Bärmann kam und seine Kugel um die Ecke schoß. Peter Fröhlich und Lischen, das war ein Paar, wie es die Tauben nicht feiner zusammenlesen konnten, und was so ein schwunghafter Freiersmann nicht fertig bringt, das rundet sich nie. Er begegnete einem geheimen Gedanken des Vaters, und bald hatte er sein Spiel gewonnen.

Die Väter begegneten sich wie zufällig am andern Tag auf dem Weg ins Feld. Da brachte Bärmann die Sache zur Sprache, und bald einigten sie sich, was jeder seinem Kind an Land und barem Geld mitgäbe, und die Sache war abgemacht.

Aber die beiden Opfer väterlicher Berechnung? fragte ich. — Hatten zu schweigen und zu dulden! war des Oheims Antwort. Und Du trauest sie morgen? fragte ich mit einem Gefühl, das ich kaum bezeichnen kann.

Wer anders, Fritz? erwiderte er. Ich wurde zur „Hüllig“ eingeladen.

Hüllig? Was ist das? fragte ich; denn ich hatte das Wort nie gehört. — Das bezeichnet die feierliche Verlobung im Kreise der beiderseitigen Familien, erläuterte der Oheim. Wenn nämlich der Freiersmann und die Väter und Mütter einig geworden sind, so geht es an das Bereden des Paares. Vettern und Basen, Goten und Paten treten zusammen, und alles, was die Beredtsamkeit vermag, wird aufgeboten, um das Ziel elterlicher Berechnung annehmbar zu machen. Betäubt von allem dem Einstürmen, Quälen und Andringen willigt das unglückliche Paar, das keinen Ausweg mehr sieht und den Zwang wenigstens nicht offenkundig will werden lassen, mit blutendem Herzen ein. Dazu

muß der Pfarrer eine Rede halten, ihr Ja empfangen und den Bund segnen. — Lieber Fritz, ich sage Dir, als ich das bleiche weinende Mädchen sah, das einer geknickten Lilie glich, wie sie mich mit den Augen voll Thränen fast flehend ansah, da war mirs, als müßte ich selbst weinen. — Und der Bursche, sonst so frisch und fröhlich, stand da wie eine leblose Bildsäule, und als ich die Hände ineinander fügte, da waren sie kalt, wie Eis so kalt, daß ich schauderte! — Aber sie hatten ihr Ja laut und deutlich ausgesprochen, und — es war damit allem genügt, was erforderlich war. Wohl fühlte ich ein heftiges Zucken, als ich des Mädchens Hand berührte; wohl sah ich die rieselnden Thränen und das Zucken der sonst so frischen, jetzt totbleichen Lippen; wohl konnte ich es deutlich wahrnehmen, wie des jungen Mannes Brust sich stürmisch hob und der Atem bisweilen stockte; aber das Ja war ausgesprochen und die Verlobung vollzogen. Daß das Mahl nicht fröhlich war, das nun folgte; daß ich bald den Kreis verließ, das habe ich Dir nicht erst zu versichern, ja daß ich tiefbekümmert heimging und lange den Schlaf nicht finden konnte, ebensowenig. O wie viele Thränen und Seufzer mögen dieser Verlobung gefolgt sein, — und wie viele werden morgen und noch lange, lange, vielleicht bis ans Grab folgen! Das hörte ich noch, daß der alte Bärmann ausrief, indem er sich an seinen Mitschwiegervater Fröhlich wandte: Kumpeer, nun unser Wunsch erfüllt und unsre Kinder verlobt sind, wollen wir auch eine Hochzeit ausrichten, die sich gewaschen hat, und von der das Dorf noch nach zwanzig Jahren reden soll! Das Wort ging mir durch die Seele. Wie mag es erst auf die armen Opfer schlauberechneter Klugheit gewirkt haben? Das gibt nun eine sogenannte „große Hochzeit“, der Du beiwohnen kannst, wenn Du willst; aber ich glaube, Du hast so wenig Lust dazu wie ich, ob ich gleich Mühe haben werde, sie abzulehnen. Ich will Dir sie genau beschreiben, weil dabei alles seine seit uralter Zeit feststehende Ordnung hat, und denke, das ist Dir lieber, als sie selbst.

O gewiß, lieber Onkel, rief ich aus. So sehr gern ich auch davon Kenntnis nähme, weil es, wie Du sagst, ein Stück Volks-

leben ist, das je mehr und mehr verblaßt und verschwindet, so würde mir doch der Schmerz der beiden unglücklichen jungen Leute durch die Seele gehen wie ein zweischneidig Schwert. Ich werde Dich beim Wort halten; aber nun liegt mir anderes näher, nämlich wie es um die beiden andern steht, deren Herzen gewiß um nichts weniger bluten als die Herzen, die hier zusammengekuppelt worden sind.

Die sind das zweite Paar, welches ich morgen traue, sagte der Oheim und sah mich fragend an, als wolle er sehen, wie diese Kunde auf mich wirke.

Paul Röhrig und Schneiders Ammichen? Nein, Onkel, das gefällt mir übel! Ists Bauerntrotz, ists Verzweiflung, ists Rache oder was sonst? Ich hätte es dem milden, so guten und sanften Mädchen nicht zugetraut. Paul — nun, der scheint eine widerhaarige Natur zu haben, wenigstens Neigung dazu, den andern einen Trumpf auszuspielen, um sie zu ärgern oder — wie man am Rhein sagt — sie zu utzen. Und doch ist die Sache zum ächten rheinischen Utz viel zu ernst.

Ich bin, weil ich glaube, die Verhältnisse doch um vieles genauer zu kennen als Du, auch um vieles milder in meinem Urteil, sagte der Oheim, — wenn ich auch den Schatten nicht ganz entfernen kann.

Aber ich bitte Dich, Oheim, rief ich aus, wenn Du auch milder über die Verbindung beider zu urteilen Grund haben magst, wie willst Du es rechtfertigen, daß beide gerade denselben Tag zu ihrer Hochzeit wählen, gerade um den allergrellsten Gegensatz hervortreten zu lassen? Das kann ich mir nicht rund machen, und allemal bleibt mir ein Stachel in der Seele, der beide, auf die ich so viel hielt, besonders das holde, milde Mädchen in meinen Augen herabdrückt.

Schütte das Kind nicht mit dem Bade aus, Fritz! sprach warnend der Oheim. Du läßt, weil Du ihn eben nicht genug aus Erfahrung kennst, den Umstand gar nicht in seine Rechte treten, daß in der Regierungsweise des ächten Bauernhauses, welches das Feste, Bestehende, ordnungsmäßig Gestaltete, über

allem Wechsel Stehende im bürgerlichen Leben darstellt, der leidende Gehorsam, das bescheidene, stille Dulden des Weibes Loos ist, mag es sich nun, weil es überhaupt eine milde, weiche Seele ist, wie Ammichen hingebend, still und unabänderlich unterwerfen, oder, wie ich es Bärmanns Lischen zutraue, mit heimlichem Zähneknirschen, oder milder: mit einer kleinen Faust im Sacke, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt. Bricht aber da einmal die stille, nur mit Unmut anerkannte und getragene Schranke, dann bricht auch des Weibes mächtige Leidenschaft hervor, und ich fürchte, wenn solch ein Augenblick in Bärmanns Hause je eintritt, so ist der Friede gebrochen, das vielleicht nicht unmögliche Lebensglück für immer vernichtet, und das umsomehr, als Lischen eine leidenschaftliche Natur ist und Peter auch, wie das Volk hier sagt, einen Kopf hat, der s e i n E i g e n t u m ist. Doch — ich kann mich ja auch da leicht irren. Paul und Ammichen passen indessen, wie ich Grund zu vermuten habe, besser zusammen, abgerechnet daß die Herzen auseinandergehen dürften, was Gott verhüten wolle! Aber gesetzt, das wäre in höherem Grade vorhanden, als ich denke, so bin ich überzeugt, daß Ammichens gutes, mildes Herz so viel als möglich ausgleicht. — Das ist auch meine Ansicht, entgegnete ich; allein Du bist abgekommen von dem, was mich mehr anzieht, nämlich von den Umständen, welche sie zu einem Paare machten.

Du hast Recht, Fritz, sagte er; aber das ist die Weise des Alters, wie Du weißt, daß es nämlich den Hauptfaden fallen läßt und einen Nebenfaden eifrig fortspinnt. Ich will einlenken!

Ammichens Vater ist zwar Bauer, wenn auch mit sehr geringem Ackergut, aber auch wie drei Vierteile unserer geringer vermögenden Bauern Leineweber. Sie weben in der Zeit, in welcher sie der Ackerbau ohne Beschäftigung läßt, und im Winter. Bei dem alten Schneider ist das Gütlein sehr klein; bei der großen Zahl der Weber fehlts auch oft an der Arbeit, ob er gleich manchmal Sonntags an den Rhein geht, sich Arbeit zu suchen. Fehlt sie, wie gesagt, so geht er mit den ältern Kindern in den Taglohn oder in den Wald „Strünke" machen, das heißt

von den Baumstämmen, welche gehauen werden, bleibt der Stumpf mit der Wurzel stehen, und es ist ein Vorrecht der Armen, welches das churpfälzische Oberamt in Simmern stillschweigend duldet, daß sie sich diese Baumstumpfen, „Strünke" genannt, ausbrechen dürfen. Das gibt prächtiges Winterholz und kostet nichts; ja ist der „Strunkmacher" fleißig, so kann er ohne große Anstrengung sich soviel Vorrat machen, daß er aus dem Verkauf derselben ein schönes Stücklein Gelds löst. Nun aber ist der arme Schneider schon lange sehr engbrüstig und kurzatmig, in Summa — es liegt am Tage, daß er nicht mehr für das Weben und für schwere Arbeit taugt. Da lag ihm oft der Wunsch nahe, einen Schwiegersohn zu bekommen, der den noch so dauerhaften Webstuhl benutzen und das „Strunkmachen" fortsetzen könnte. Die Leiden des Mannes wurden in der letzten Zeit stärker, und ich fürchte, er trägt den Keim zur Brustwassersucht starkt entwickelt in sich, wenn sie nicht schon selbst vorhanden ist. Ob noch Schulden die Familie drücken, weiß ich nicht genau; aber es dürfte wohl sein. Röhrigs Vater hatte nachwachsende Hilfe, der arme Schneider nicht. Röhrigs Hüttchen war kaum ausreichend für eine Familie, wenn sie klein war, Schneiders wenn auch altes Haus hatte vollauf Raum für zwei sogenannte „Hausgesäße" oder Familien. Paul versteht außerdem das Strohdachmachen, und daran gerade lag das Hauptgebrechen vom Hause Schneiders. Summa Summarum — denn auch der arme Bauer rechnet — Paul wäre unter hunderten der rechte Mann für das fleißige, bescheidene, sanfte Ammichen gewesen. So dachte ihr Vater.

Peters Verlust drückte das schöne Ammichen völlig nieder. Man konnte das arme Kind nicht ohne Teilnahme ansehen, so bleich und seelenleidend sah sie aus, und das Auge, das so leuchtend und strahlend in die Welt sah wie ein Stern in kalter Winternacht, war strahlenlos und thränenmatt, und die durchweinten Nächte drückten ihr Siegel auf das schöne Gesichtchen. Die einst so schöne Gestalt erschien geknickt, und ein trockenes Hüsteln konnte manchen, der tiefer sah, bedenklich machen.

Paul war stille und in sich gekehrt. Er vermied die Gegend, wo Bärmanns Haus stand, und machte lieber weite Umwege, als daß er dort vorüberging. Man sah es ihm an, daß er tief in das Herz getroffen war. Kam er mit Ammichen zusammen, so zog gleiches Leid beide an. Sie vermieden es zwar, draußen bei einander stehen zu bleiben; aber Paul kam nicht selten in das Haus Schneiders an den Abenden.

Wie es eigentlich gekommen, ob eine fremde Mittelsperson mitgewirkt, das habe ich nie recht erfahren können; allein plötzlich hieß es im Dorfe: Ammichen und Paul sind Brautleute, und richtig, Paul erschien bei mir und bestellte Proklamation und Trauung. Er und er allein setzte es durch, daß die Trauung an demselben Tage stattfinden solle, an dem die „große Hochzeit" das Dorf in Erstaunen zu setzen versprach. Als ich darüber ein tadelndes Wort aussprach, erwiderte mir Paul: Ach, lieber Herr Pfarrer, glauben Sie doch ja nicht, daß es ein Trotz, ein zur Schau Tragen der Lage dem andern Brautpaar gegenüber ist. Das wäre von unserer Seite übel angebracht. Nein, wir sind darum auf diesen Punkt gekommen, weil — so die Aufmerksamkeit der Leute, die von der „großen Hochzeit" ganz hingenommen sind, von uns abgelenkt wird. Ich bitte Sie, es nur und lediglich von dieser Seite anzusehen. Wir verschwinden vor jenen Das wollen wir. Wir werden uns in meines Vaters Hause, das neben der Kirche ist, stille halten, und nachdem jene getraut worden und aller Augen ihnen zugewendet sind, durch die hintere Thüre des Glockenturms kommen. So will es Ammichen und ich bin entschieden ihrer Meinung. Eine Hochzeit machen wir ohnehin nicht. Bei meiner Mutter trinken wir einen Kaffee, und wenn es dunkelt, schleichen wir uns heim. Gebe uns Gott nur Gnade und Segen, daß Ammichen mir nicht krank wird! Ich weiß, wie es um ihr Herz steht, aber ich denke, mit Gottes Hilfe sie mir zu gewinnen. Ich will sie auf den Händen tragen, so wahr mir Gott helfe, und in diesem Bemühen und treuen Tragen ihrer Eltern, besonders ihres kranken Vaters,

in Fleiß und gewissenhafter Arbeit will ich selbst mich aufrichten und sie mit mir.

Damit reichte er mir die Hand, und in seinem Auge wurde es feucht.

Mit Ammichen ist es seitdem besser geworden; der trockene Husten hat sich Gottlob verloren. Sie hat eine kräftigere Haltung gewonnen, und in ihrem Benehmen gegen den ehrlichen Paul liegt die Gewähr, daß sie sich zu ermannen wissen wird. Gott walte es!

Damit stand der Oheim auf und ergriff seine Pfeife, ging einigemal die Stube auf und nieder, ohne weiter ein Wort zu reden. Dann begann er ein anderes Gespräch, mir ein deutlicher Beweis, daß er nun nicht mehr an die beiden Paare erinnert sein wollte.

Ich ging auf seine Andeutung ein, und bald waren wir in einem tiefen Gespräch über das, was in Frankreich geschah. Er war außergewöhnlich genau unterrichtet, und was er darüber sprach, trug den Stempel gesunder Anschauung, und das war mir damals außerordentlich bedeutsam, daß er mit wahrer Sehergabe voraussagte, wie es kommen würde, und die Männer der Freiheit herausbrechen würden aus ihren Grenzen. Gebe Gott, schloß er wehmütig, daß ich diesen Sturm verheerender Gewalten nicht erlebe! Unsere pfälzischen Zustände, sagte er, sind durch und durch wurmzernagt und mürbe. Alles ist käuflich im Staatsleben und in der Beamtenwelt, selbst das Recht. Das Volk weiß es, und daß es dennoch nicht wankt in seiner Treue, das zeigt es klar, wie tief in ihm Treue und Glauben, Festhalten am Ererbten ruht. Im Beamtenstande und in den sogenannten höheren Ständen greift der Schwindel um sich und finden die überschwänglichen Redensarten, die von Paris in die Welt dringen, Beifall und Aufnahme, aber im Volke nicht. Aber eben jene werden den Franzosen die Wege bahnen und Thür und Thor öffnen. Wehe ihnen, wenn die wilden Wogen der Revolution über die Dämme brechen! Das Alte geht in Trümmer, aber in den Fluten werden viele derer untergehen,

die ihnen entgegenjauchzen, und die, welche dieses brausende Anstürmen überleben, werden ernüchtert aus ihrem heillosen Traum erwachen. Dann ist es zu spät. Denk an mich, Fritz, wenn jene Tage kommen mit ihrem Weh und Ach; — vielleicht gehts über meinen Grabhügel hinaus. Ich will mich glücklich preisen, wenn dem so sein wird! — Doch der Wille Gottes geschehe! Amen!

Es war spät geworden über diesen Unterhaltungen, die übrigens nicht erquicklich waren.

Als wir uns anschickten, zur Ruhe zu gehen, sagte er: Die Trauungen sind gegen 11 Uhr bestellt. Da bleibt nach dem Frühstück noch Zeit, Dir die Hochzeitsgebräuche zu schildern.

2.

Wir fanden uns am frühen Morgen schon beim Frühstück fröhlich wieder zusammen, und als der Oheim nach der letzten Tasse seine Pfeife angezündet hatte und behaglich im Sorgsessel lehnte, hob er an: Fritz, ich habe nicht vergessen, was ich Dir gestern zugesagt, nämlich Dir die in unserem ehemaligen Oberamt Castellaun üblichen Hochzeitsgebräuche mitzuteilen, so weit Du nicht heute selber Augenzeuge sein wirst.

Von der „Hüllig", was von dem Worte „Huldigung" abzuleiten ist, habe ich Dir bereits gesagt. Nicht selten kommt es vor, daß die anderseitigen Eltern eine „Gegenhüllig" geben, wobei es hoch hergeht, ohne daß natürlich das Ehegelöbnis wiederholt wird. Es ist eine Gegenleistung, welche kundgibt, wie wohl die Eltern des Bräutigams mit der Heirat zufrieden sind. Bisweilen wird auch die „Hüllig" auf gemeinschaftliche Kosten ausgerichtet.

Das kirchliche, dreisonntägliche Aufgebot folgt nun, und am Dienstag oder Freitag nach dem letzten Aufgebot erfolgt die kirchliche Trauung; — denn Dienstage und Freitage sind glückliche Tage im Sinne des Hunsrückers, und es zieht sich die Bedeutung

dieser Tage bis in die Thäler des Rheins, der Nahe und der Mosel und ist uralt.

Am dritten Sonntag der Proklamation oder des kirchlichen Aufgebots erhalten die Freiersmänner oder besonders bevorzugte Verwandte den ehrenvollen Auftrag, als „Hochzeitbitter“ die sämtlichen Einladungen zu vollziehen, die sich oft, je nachdem die Verwandtschaft verbreitet ist, auf mehrere Dörfer erstrecken.

Bei diesem „Hochzeitbitten“ herrscht die größte Förmlichkeit. Die Hochzeitbitter legen ihre besten Kleider an. Ihre Hüte, wenn sie junge Männer sind, werden mit Lorbeer- oder Rosmarinzweigen geschmückt. Senden sie ältere Männer, so tragen sie Zweige dieser duftenden Holzgattung in der Hand. Etwas aber darf nicht fehlen, nämlich der dickbauchige Branntweinkrug und ein Glas! Bei ihrem Eintritt in die Stube erfolgt der Gruß, und dann wird das gefüllte Branntweinglas jedem einzelnen Familiengliede dargereicht. Ist das geschehen, und ein jedes hat getrunken oder, wie der Kunstausdruck heißt, „Bescheid gethan“, so erfolgt der wohlgesetzte Spruch, der von Geschlecht zu Geschlecht vererbt ist und wörtlich also lautet: „Es ist Euch — und nun werden alle Familienglieder genannt, natürlich aber bei dem Hausvater begonnen — wohlbekannt, daß der ehrsame (folgt der Name des Bräutigams, und ist er nicht aus dem Ort, auch der Name des Ortes), sich mit der ehr- und tugendsamen (Name der Braut und ihrer Eltern) zu verheiraten gedenkt. Sie haben uns entsandt, Euch alle zu dieser Hochzeit einzuladen, die, so der Herr will, am nächsten Dienstag vor sich gehen soll, weshalb wir erwarten, Ihr werdet Euch an genanntem Tage zur gewohnten, üblichen Stunde im Hochzeitshause einfinden zum Frühstück bei Branntwein und Brot.“ In der Regel wird nun den beiden Hochzeitbittern ebenfalls Essen und Trinken vorgesetzt und dabei scherzend bemerkt, man vermute, sie würden wohl etwas mehr wissen. Wäre das, so möchten sie herausrücken.

Darauf folgt dann von Seiten des Geübtesten der Hochzeitbitter eine ebenfalls feststehende, mit Scherz durchwirkte Rede, die herzlich belacht wird, zumal wenn er die Gewandtheit hat, irgend

einen beziehungsreichen Witz aus eigenem Vorrat einfließen zu lassen. Gewöhnlich ist das Ende dieser Rede die Ermahnung, nicht blöde zu sein und ein tüchtiges Hochzeitsgeschenk bereit zu halten und mitzubringen. Herzliches Lachen begleitet die Hochzeitbitter bei ihrem Weggang, wobei dann versichert wird, man werde sich die Ermahnung zu Herzen nehmen.

An eben diesem der Trauung vorhergehenden Sonntag wird in der Regel die Braut von den „Hochzeitsburschen", Freunden und Verwandten des Bräutigams in dessen Haus eingeführt, damit sie als künftige Hausfrau der Mutter desselben die Hochzeit herrichten helfe „und sich ein bißchen eingewöhne, damit sie beim Einzug sich nicht kopfscheu anstelle".

Auch bei diesem Zuge sind die Burschen mit Rosmarin oder Lorbeer geschmückt, und der Branntweinkrug darf dabei so wenig fehlen als die Braut selbst. Bei diesem viele Zuschauer herbeilockenden Zuge wird der Braut, wenn sie es durch Zucht und Sittigkeit verdient, eine hohe Ehre angethan in folgender Weise. Die Burschen des Dorfes, welche keine „Hochzeitsburschen" sind, — weil sie als nicht Verwandte es nicht sein können — spannen Ketten über die Straße, ziehen aus allen umliegenden Höfen Wagen, Karren, Pflüge heraus und bauen eine wahre Wagenburg auf, damit die Braut mit den Hochzeitsburschen nicht durch kann. Je höher die Wagenburg ist, je mühsamer ihr Aufbau war, desto höher ist die Ehre für die Braut, die mit ihren Begleitern erst dann durchgelassen wird, wenn die Hochzeitsburschen mit Wein oder Branntwein, den sie reichlich spenden müssen, die Braut „lösen". Ist dies geschehen, so muß der Zug so lange warten, bis das letzte Hindernis aus dem Wege geräumt ist. Das Abdingen des geforderten Maßes der Getränke ist dabei der Hauptspaß, welcher alle Anwesenden höchlich ergötzt, wobei denn auch für Zuschauer je nach Umständen ein ordentlicher Zug und Schluck abfällt. Wenn dieser Vorgang recht viel Zeit wegnimmt, so gereicht dies der Braut, wie gesagt, zur hohen Ehre. Diese fällt begreiflicherweise wieder auf den Bräutigam zurück, und es kommt nicht ganz selten vor, daß er eine solche Braut-

lösung und Brautfang selbst veranlaßt, zumal wenn er gern eingewilligt hat in die Heirat. Am Morgen des Trauungstages sieht man die Züge zu Fuß und zu Wagen dem „Hochzeitshause" sich nahen. Meist tragen die Frauen einen verdeckten Korb, in dem sich, wenn es nicht in Geld besteht, das Hochzeitsgeschenk befindet. Ausbleiben der Geladenen wäre die höchste Kränkung und Beleidigung, welche dem Brautpaar und den beiderseitigen Familien angethan werden könnte. Es wäre eine Schmach, welche eine Todfeindschaft hervorriefe.

Von dem Frühstück, zu dem man sich nun behaglich setzt — fuhr der Oheim fort — will ich eben nur sagen, daß es wörtlich der Aussage der Hochzeitbitter entspricht. Auch des Zuges gedenke ich nicht, weil Du ihn aus den Fenstern meines Pfarrhauses selbst sehen wirst; aber das, was nach der Rückkehr aus der Kirche erfolgt, muß ich Dir sagen.

Nicht das Haus, wo man das Frühstück eingenommen, sondern die sauber hergerichtete Scheune ist der Schauplatz. Im Hintergrunde derselben, gerade dem weit geöffneten Eingangsthor gegenüber, steht ein Tisch, mit weißem Linnen bedeckt, und hinter demselben zwei Stühle. Unter den rauschenden Klängen der Musik tritt das junge Ehepaar ein und nimmt auf den beiden Stühlen hinter dem Tische Platz. Eine der Brautjungfrauen stellt zwei neue, glänzende Zinnteller vor dem Paare auf. Die Musik schweigt, sobald der ganze Zug in die Scheune eingezogen ist.

Nun tritt der Freiersmann auf und spricht laut einen wohlgesetzten Glückwunsch, der seine unabänderliche, ererbte Form hat, und mit diesem Verse endet:

„Nun glaubt, bleibt fromm und geht auf Gottes Wegen,
„Erwartet mit Geduld den Euch verheißnen Segen
„Und weichet nicht von Gott, vertraut ihm allezeit,
„So bleibet Euer Glück in Zeit und Ewigkeit!"

Wenn auch dieser Spruch bei jeder „großen Hochzeit" in derselben Form wiederkehrt, also wohlgekannt jedem Teilnehmenden ist, so hat er doch stets eine alle ergreifende und rührende Wirkung. Die Braut wischt mit ihrem weißen Taschentuch die

Augen, — mögen sie Thränen füllen oder nicht — und das ist das Zeichen, daß alle Frauen und Jungfrauen entweder mit den Taschentüchern oder Schürzen dieselbe Bewegung beginnen. Es ist nun, als ob die Musikanten einer einreißenden Rührung vorbeugen wollten. Sie fangen alsbald einen lustigen Walzer zu spielen an, den sie kennen.

Die Musik wirkt wie ein Zauberschlag auf alle. Die einbrechen wollende weiche Stimmung macht Halt. Die eben sich trüben wollenden Blicke leuchten und strahlen, und der Bräutigam erhebt sich, ergreift die Hand seiner Neuvermählten und tanzt mit ihr einige Male herum, worauf die Brautführer und Hochzeitsburschen mit ihr tanzen und diese dann wieder mit den Brautjungfrauen und den geladenen Mädchen.

Mit den ersten Tönen der Musik entfernen sich die Alten. Sie haben, kamen sie „über Feld“, ihre Sonntagnachmittagskleider mitgebracht, sind sie aber aus dem Dorfe, so gehen sie rasch nach Haus und kehren möglichst schnell in dem bequemeren Kleide zur Scheune zurück, weil nun ein neuer und sehr wichtiger Auftritt anhebt, das „Schenken“.

Sobald die Alten zurückgekehrt sind und ihre Plätze stehend wieder eingenommen haben, schweigt die Musik, und es tritt eine Stille ein, während welcher das junge Ehepaar wieder hinter den Tisch tritt, sich aber nicht niedersetzt, sondern stehend die Hochzeitsgeschenke erwartet.

Nun treten zuerst die Taufpaten beider Neuvermählten vor. Je nachdem sie der Braut oder jungen Frau oder dem jungen Ehemann angehören, legen sie ihre Gabe in den vor der betreffenden Person stehenden Teller, wenn es Geld ist, oder stellen sie auf die entsprechende Seite, wenn es zum sogenannten „Hausrat“ gehört. Bei jeder niedergelegten Gabe muß das Paar einen Knix oder Kratzfuß machen oder ein Dankwort aussprechen.

Dies ist jedoch nicht an allen Orten gleich. Das „Schenken“ geschieht auch hin und wieder erst nach dem Schmause, aber fast allgemein ist die Sitte, daß der Freiersmann oder Hochzeitbitter, der zugleich das nicht leichte Amt des Aufwärters bei Tische ver-

sieht, gegen Ende der Hochzeitsmahlzeit oder vielmehr wenn eine Pause in derselben eintritt, um neue Kräfte zu neuem Anheben des Essens zu sammeln, mit einem zinnernen Teller von Person zu Person geht, um das „Gelag“ zu erheben, eine Gaststeuer, wo dann jeder Mann vierundzwanzig, jede Frau fünfzehn und jede Jungfrau oder jeder Jüngling zehn Kreuzer in den Teller zu legen verpflichtet ist.

Das Mahl ist der Glanzpunkt, die Krone der Hochzeit. An den Orten, wo das „Schenken“ in der Scheune dem Mahle vorausgeht, treten die Gäste in der Ordnung, wie sie im Hochzeitszug gingen, langsam und zögernd — denn Eile wäre schimpflich — aus der Scheune in die Stube, wo auf langen, weißgedeckten Tischen auf blinkendem Zinngeräte das Mahl bereitet ist. Alle stellen sich an ihre Plätze, und der Pfarrer spricht das Tischgebet. Ist er nicht anwesend, so thut es der Lehrer oder entweder der Vater des jungen Ehemanns oder der jungen Frau. Ist dieser Pflicht genügt, so setzt sich jeder nieder, und es beginnt eine Vernichtungsarbeit an den Speisen, welche in Erstaunen setzt.

Ich lachte; denn ich hatte von den Leistungen auf diesem Gebiete einige Erfahrungsvorstellungen.

Hat dann, da alles im ächten Bauernleben eine feste und geordnete, durch den Gebrauch geheiligte Art und Weise hat, auch die Reihenfolge der Speisen ihre Ordnung? fragte ich.

O ja, entgegnete der mit dem Volksleben sehr vertraute Oheim. Es gibt da verschiedene Gänge. Die ungemein fette und kräftige Rindfleischsuppe, durch Eier und Weckschnitten steif und massig gemacht, eröffnet den ansehnlichen Reigen, dem der sogenannte fette Brustkern in ordentlicher Größe folgt, begleitet von Schüsseln voll von mächtigem Meerrettig. Da bei jedem Teller nur eine Gabel liegt und ein Löffel, das Messer aber jeder Tischgenosse selber in seiner Tasche mitbringen muß, so hat bei etwaigem zweitem Stück Fleisches der Vorschneider keine Arbeit; der Gast, der die Größe und Schärfe seines „Säckelmessers“ wohl beachtet hat, schneidet sich selbst dieses Stück nach Belieben und Bedürfnis ab, wobei die Sorge, daß es etwa zu klein ausfallen

möge, eine wirklich völlig überflüssige ist. Er arbeitet sicher, aber sehr langsam und ist dadurch eines weit ansehnlicheren Erfolges gewiß. Der Hunsrücker hat eine bedeutende, oft bewunderns-würdige Verdauungskraft.

Nun folgt das Gericht, das nie fehlen darf, goldgelbes Sauer-kraut (zu bemerken ist, daß die Zeit der meisten Hochzeiten in den Vorwinter fällt) und frisch gekochter Schinken oder Kinnbacken vom Schweine, frisch erst geräuchert und je fetter, je lieber und besser. Ist diesem Gericht die verdiente Ehre angethan, so wird das Geräte mit den Resten abgetragen, und alle nun folgenden Gerichte: Fleisch in wohl mit Zwiebeln versorgter Brühe, Braten und Brei und inzwischen Gemüse, aus deren Reihe jedoch die Kartoffel als das Gericht des gewöhnlichen Lebens ausgeschlossen ist, — alle diese Speisen bleiben bis zum Ende des Mahltages auf dem Tische stehen und werden kunstvoll auf einander pyrami-disch aufgeschichtet, damit der Gast, welcher irgend ein leeres Räumlein in seinem Magen entdeckt, je nach Belieben sich an-setzen, seine Lieblingsspeise herauswühlen und auf's neue davon essen kann, wann und soviel ihm beliebt.

Im Haupteßzimmer befinden sich die Alten. Die liebe Jugend hat in einer andern Stube ihre eigene, jedoch ebenso bediente Tafel. Dort aber bleibt nach gehöriger Beendigung des Mahles nichts auf den Tischen, ja diese selbst werden nebst Bänken und Stühlen alsbald von den lustigen Burschen entfernt, weil — die Musik eintritt und der Tanz beginnt.

Während dieser Zeit sitzen die Alten, welche nicht dem Tanze zusehen wollen, bei dampfender Pfeife und gemütlichem Gespräch an ihrem Platze. Das Glas mit Bier, Wein oder Branntwein geht seinen Gang um die Tafel, und die Pforten der Herzen öffnen sich, ohne daß dabei der besonnene Hunsrücker sich weiter als nötig ausläßt. Zur Trunkenheit kommt es bei den Alten fast nie, und einer, der sich im Trunk übernähme, zöge sich den allgemeinen Unwillen, wenn nicht die tiefste Verachtung, das härteste Urteil zu.

Aber Oheim, sagte ich, wird denn der Braut nicht, wie ich

wohl gehört, der Schuh geraubt? Es soll dies ja eine besondere Herrlichkeit sein.

O gewiß! Es fehlt selten, — erwiderte der Oheim — weil, wenn es gelingt, der Bräutigam ihn mit Zuckerwein auslösen muß. Dies ist um so schwieriger, als das Brautpaar bei den Alten und nicht bei der lebenslustigen Jugend seinen Platz hat. Ja es würde geradezu unmöglich sein, wenn nicht die Alten dem Burschen, der heimlich unter dem Tische herkriecht, allen möglichen Vorschub leisteten, weil es ein Hauptspaß ist. Der Schlauheit gelingt es aber gewöhnlich, so vorsichtig und wachsam auch Bräutigam und Braut sein mögen. An andern Orten pflegt die Braut selbst geraubt zu werden, wo denn oft sehr tumultuarische Auftritte erfolgen und manchmal unter den aufgestapelten Speisenschüsseln eine den Sonntagnachmittagskleidern sehr nachteilige Zerstörung erfolgt. In der Regel läßt sich die schöne Braut oder Neuvermählte gerne rauben, weil die Freigebigkeit des Bräutigams mit süßem Weine den Maßstab seiner Liebe abgiebt. —

Da wird denn viel gelacht und der Bräutigam, der den Brautschuh oder gar die Braut selber sich rauben läßt, weidlich geuzt und gehänselt. Alles löst sich aber in Wohlgefallen auf, und der Tanz läßt am Ende keine andere Lustbarkeit zu. Gegen Mitternacht entfernen sich die Alten, aber die Jugendlust dauert bis zum hellen Morgen fort.

In früheren Zeiten währten solche Hochzeiten zwei, ja drei Tage und endeten erst, wenn alle Vorräte, welche zur Hochzeit angeschafft worden, verzehrt waren. Das war oft ein wüstes Treiben und Schwelgen. Es ist besser geworden, und ich freue mich, das sagen zu dürfen; denn eine Freude war es ja doch nicht für die Leute, die dann wochenlang nicht für ihren Beruf tauglich waren, anderes, tiefer nachwirkend und unseliger, gar nicht zu erwähnen.

Höchst kostspielig ist eine solche Hochzeit. Es ist nicht selten vorgekommen, daß drei bis vier Ohm Wein, eine Viertel Ohm Branntwein, ein fettes Rind, zwei fette Schweine, sechs bis acht Kälber und ein Dutzend Spanferkel dabei aufgingen. Von diesem

Verbrauch an Speisen und Getränken ist der Schluß auf die Zahl der Hochzeitsgäste leicht zu machen. Unsere Bauern wissen heutzutage besser hauszuhalten als in früheren Zeiten, ohne daß sie als in ihrem Vermögen Zurückgegangene angesehen werden dürften.

Eins aber muß ich noch hervorheben, schloß der Oheim seine Schilderung. Es ist ein bezeichnender Zug im Wesen des Hunsrückers, daß bei einem solchen Feste der Armen und Kranken mit vorwiegender Sorgfalt gedacht wird. Der Spruch der heiligen Schrift: „Vergiß des Armen nicht, wenn du den fröhlichen Tag hast," wird thatsächlich ausgeführt. Von Nahe und Fern strömen Arme, besonders Alte, herbei, und ein Glied der Familie, oft die Braut selbst, teilt reichlich aus. Niemand soll an des Kindes Ehrentag anders als frohen Herzens das Haus der Freude verlassen. Da zeigt sich kein Geiz, keine Ängstlichkeit, es möge irgendwo fehlen. Es ist für alle reichlich gesorgt, und die Ehre des Hauses fordert überall Überfluß. Selbst bei dem Hochzeitszug spricht sich der wohlthätige Sinn aus, wie Du selbst Dich heute noch als Augenzeuge überzeugen wirst. —

Wir wurden in dem Gespräch jetzt unterbrochen, denn es traten die festlich mit künstlichen Blumen, sogenannten „gebackenen Sträußchen", geschmückten Brautjungfrauen (in der Regel die schönsten Mädchen der Verwandtschaft) herein. Auf blinkenden Zinntellern trugen sie, die eine einen mächtigen Rosmarinstrauch oder Zweig, die andere ein schönes, weißes Taschentuch und einen Thaler, beides das dem Pfarrer Gebührende. Freimütig und doch sittsam und bescheiden richteten sie ihre Botschaft, die Grüße des Brautpaares und der beiderseitigen Eltern an den Herrn Pfarrer aus unb baten um die Trauung um eilf Uhr in der Kirche, wozu ein Zeichen mit der kleinen Glocke gegeben würde.

Das Bringendürfen dieser Gaben zu dem Pfarrer ist eine hohe Ehre. Sie wird nur besonders bevorzugten, unbescholtenen Mädchen zu Teil.

Der Onkel stand jetzt auf und ging auf seine Studierstube, denn er hatte eine förmliche Hochzeitspredigt zu halten, wie es

bei „großen Hochzeiten“ stets verlangt und erwartet wird, und ich hatte Stoff genug, meine Gedanken zu beschäftigen.

Ich gestehe, daß dieses Brautpaar mit den wunden Herzen mich jammerte, wenn ich daran dachte, daß sie notwendig tanzen, allen den tollen Spaß der jungen Leute mitmachen müßten, die sich vollauf und ohne jenes stechende Weh in der Brust der Freude hingeben konnten und hingaben. Wie mochte es ihnen sein, die lediglich die Opfer elterlichen Ehrgeizes und — elterlicher Habsucht geworden waren, die solches Ziel unter dem Deckmantel elterlicher Liebe und Sorgfalt zu erreichen gestrebt hatten?

Ich saß lange stille im Garten, bis mich der Ton des kleinen Mittags- und Gebetglöckleins aus meinen unerfreulichen Träumereien weckte.

An der Hausthüre begegnete ich dem Oheim, der im Amtskleid zur Kirche ging, um den Brautzug zu erwarten. Ich eilte an das Fenster der Fremdenstube, wo ich den Zug beobachten und dann selbst zur Kirche gehen wollte, wohin bereits Leute mit ihren Gesangbüchern in der Hand wanderten, die etwas sonntäglicher als gewöhnlich erschienen in ihrer Kleidung.

Jetzt hörte ich in der Ferne die schmetternden Töne eines Marsches, und bald zeigte sich mir ein unabsehbarer Zug festlich geschmückter Menschen.

Voran zogen paarweise wenigstens zwanzig kleine geputzte Mädchen, alle „gebackene Sträußlein“ auf der linken Seite des Köpfchens und Rosmarinzweige in der Hand. Diesen folgte die Musik, die aus mehreren Geigern, einem Baßfiedler, einer Klarinette und einer Posaune bestand. Jetzt kam der Bräutigam in dunkelblauem Kleide. Sein Rock war zugeknöpft, und auf der linken Brust prangte ein die ganze Brustseite einnehmender, platt aufliegender Strauß, bestehend in Rosmarin- und Lorbeerzweigen, gemachten Blumen und Bandschleifen in den schreiendsten Farben, zumeist aber rot, blau und weiß. In der Hand trug er einen großen Rosmarinzweig, und sein ganzer Hut war mit solchen Zweigen bedeckt, an deren Blättern wieder Bandschleifen von schmaler Sorte in denselben Farben flatterten. Er war bleich,

und auf seinen Zügen lag ein tiefer Ernst und eine ausgesprochene Wehmut. Zur Rechten ging ihm sein eigener Vater, zur Linken der Vater der Braut, beide würdevoll und selbstzufrieden einherschreitend. In ihren Zügen konnte man deutlich lesen, daß sie ihrer Wünsche Ziel erreicht hatten und sich bewußt waren, daß die Kinder der reichsten Bauern heute ihre Hochzeit hielten, bei der an das Sparen keiner von ihnen gedacht.

Ihnen folgten die zwei blühenden Brautjungfrauen, die ich bereits vor wenigen Stunden in des Oheims Zimmer in der ganzen Pracht ihres „Staates", wie sich der Bauer ausdrückt, gesehen hatte. Hinter ihnen ging die Braut in der Mitte der beiden Brautführer, in der Regel die besten Kameraden des Bräutigams.

Lischens Aussehen trat recht hervor in seiner Kummerlast, wenn man die blühenden Mädchen vor ihr hergehen sah. Sie war hoch und schlank und vom tadellosesten Wuchse. Man konnte sie früher eine wahrhaft triumphierende Dorfschönheit nennen, voll Leben und Beweglichkeit, mit dem schnellkräftigsten Auftritt, dem stolz emporgerichteten schönen Kopf und in schönster Haltung. Ihre Wangen blühten rosig, und war auch ihre Hautfarbe etwas dunkler, als sie bei einer Blonden, etwa Ammichen, sich fand, so erschien sie bei dem dunkeln Haare dennoch weiß. Jetzt glich sie einer geknickten Lilie. Sie war totbleich, und der rabenschwarze Tuchanzug, das schneeweiße, bis zum Halse faltenreich gesteckte Musselintuch ließen diese Blässe schärfer hervortreten. Ihre Haltung war gebeugt, ihr Blick war zur Erde gerichtet, ihr Gang fast ein schleichender.

Dieser Anblick erschütterte mich. Armes Mädchen! rief ich halblaut aus, und mein Blick ruhte dabei zufällig auf einer Gruppe junger Frauen, die mit Wehmut auf die arme Braut blickten, und deren eine, sie war die jüngste derselben, ihre rollenden Thränen trocknete. War sie vielleicht auch um ihr Lebensglück von elterlicher Berechnung betrogen? Fühlte sie deshalb tiefer als die andern das Leid in der Brust der armen jungen Braut, die ihre

Hoffnungen jetzt zu Grabe trug? — Ihr lag vielleicht das Weh noch näher! —

Die Braut trug einen einfachen Lorbeerzweig vor der Brust und einen in der Hand. So fordert es die Sitte; mir kam gerade der Lorbeer, das Sinnbild des Sieges, wie ein bildlich ausgesprochener Hohn vor; denn hier war kein Zeichen dafür sichtbar, daß dieses arme Herz den schwersten Sieg errungen habe! Der Kampf aber trat sichtbar hervor. Armes Herz! —

Das meistens reiche Haar der Hunsrücker Bräute wird in der Regel und namentlich in der Gegend des Landes, dem das Brautpaar angehörte, sehr kunstvoll geflochten und aufgesteckt, daß es wie eine Krone aussieht. Dieses sog. „Zöpfen“ oder „Aufstecken“ sieht bei einem hübschen, blühenden Gesichtchen allerliebst aus. Da dieser eigentümliche kunstvolle Kopfputz schon am Nachmittag vor dem Trauungstage vollendet werden muß, wenn er überhaupt rechtzeitig zur Vollendung kommen soll, so folgt, daß, um ihn nicht zu zerrütten, die Braut sich nicht zu Bett legen darf, sondern diese Nacht auf einem Stuhle sitzend zubringen muß. Vielleicht diesem quälenden Umstande ist es zuzuschreiben, daß dieser sonsthin wirklich schöne und ganz eigentümliche Kopfputz mehr und mehr abgekommen ist. Lischen hatte nur ein ganz schmuckloses weißes Häubchen aufgesetzt, welches das bleiche Gesicht noch bleicher erscheinen ließ. Fast glich es einer Trauerhaube. Schwarze Bänder hätten dem sehr bescheidenen Häubchen diese Bedeutung vollständig gegeben. Wer weiß, was in dem armen betrogenen Herzen vorging? Wer weiß, warum sie farbige Bänder verschmähte und schneeweiße gewählt hatte? Und doch war sie schön auch mit diesem alles aufgebenden Leide, in diesem eigentlich schmucklosen Aufzug.

Der Braut folgte eine Schar Jünglinge, deren Fröhlichkeit kaum sich Zügel und Zaum anlegen konnte. In den Händen trugen sie den Wein- oder Branntweinkrug und das Glas dazu. Um die Schultern war von der Rechten zur Linken eine derbe eiserne Wagenkette als Bandelier geschlungen, und in dieser Kette hing ein riesenhaft großes, eigens zu diesem Zweck gebackenes

rundes Brot, das in der Mitte ein Loch hatte, wo die Kette durchgeschlungen war. An einer Schnur hing ein derbes Schlächtermesser um den Hals. Dies Messer wurde zur Erhöhung des Spasses häufig an der Kette geschärft, und damit wurden unglaubliche Stücke von dem großen, frischen Brote abgeschnitten und mit einem Glase Wein oder Branntwein dazu unter den Zuschauern, die eigentlich die ganze Bevölkerung des Dorfes umfaßten, besonders an Alte und Arme verteilt.

Da diese Burschen unaufhörlich aus dem Zuge heraus tanzten und ihre Gaben austeilten, der Zug aber auf ihr Wiedereintreten in seine Reihen warten mußte, so ging er ungemein langsam vorwärts, und ich hatte Zeit, ihn in seiner ganzen Ausdehnung zu überblicken. Den jungen Burschen reihten sich nun die männlichen und weiblichen Hochzeitsgäste und Anverwandten an in bunter Reihe und ohne bestimmte Ordnung.

Als der Zug endlich die Kirche erreichte, schloß sich ein großer Teil der zuschauenden Bevölkerung an, um der Predigt und Trauung beizuwohnen. Sobald er in das Thor des Kirchhofs gelangt war, schwieg die Musik und blieb hier stehen, während in der Kirche ein rauschendes Orgelspiel begann, zu dem der Organist alle Register gezogen hatte. Das Brautpaar trat in einen Stuhl unfern des Altars; die übrigen Hochzeitsgäste traten in die Stühle, welche sich in ihrer Nähe befanden.

Mochte schon die rauschende Musik auf dem Wege die Braut innerlich erschüttert und sie nur mit Mühe sich gehalten haben, jetzt, als die mächtigen Töne der Orgel erklangen, war sie ihrer nicht mehr Meister. Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, und ein kaum versiegbarer Thränenstrom erleichterte die belastete Brust. —

Die Orgel ging in die Melodie eines Vertrauen auf Gott hauchenden, schönen Kirchenliedes über, und ein wirklich melodischer, sanfter, getragener Gesang schien auf das arme Herz der Braut eine tröstliche, besänftigende Wirkung auszuüben. Sie beruhigte sich und lauschte der Predigt des Oheims, die so recht für dieses arme Herz ein Balsam war.

Der Bräutigam hatte sich männlich gehalten, so wehe es ihm auch um das Herz sein mochte, besonders als Lischen ihrem Schmerze einen so lebhaften Ausbruch zuließ. Die Trauung folgte der Predigt. Ergeben in ihr Geschick und getragen von dem Eindruck der tief ergreifenden Predigt trat sie an den Altar und sprach laut und vernehmlich das ewig bindende Ja, lauter, fester selbst als ihr Bräutigam. Mich durchzuckte dabei ein jäher Schmerz. Eine Ahnung ging mir durch die Seele. —

In derselben Ordnung, nur ernster kehrte der Zug zum Hochzeitshause zurück, wo denn das alles erfolgte, was mir der Oheim erzählt, nur mit der Ausnahme, daß die Braut entschieden den Tanz ablehnte und bei ihrem sichtbaren Leide auch der Kauf des Schuhes unterblieb. Überhaupt soll die Hochzeit auffallend ernst und ruhig verlaufen sein. —

Der Oheim blieb in der Kirche, und ich — setzte mich in einen verborgenen Winkel, um das zweite Paar mit den gebrochenen Herzen zu beobachten.

Es ist ein Gebot der Sitte, daß *in* die Kirche die Braut den Vortritt hat, *aus* ihr der junge Gatte. Hier war es anders. Keine Seele begleitete das schöne, tiefernste Paar, das kein Zeichen des Schmuckes an sich trug, nicht einmal den Lorbeer und Rosmarin; aber der Bräutigam führte die wohl auch bleiche, aber in ihrer Einfachheit wunderschöne Braut an der Hand. Das war etwas neues, bedeutungsvolles. Der Oheim sagte, es sei ihm nie vorgekommen, aber es habe ihn bewegt. Kein Glöcklein erklang; kein Orgelton durchbrauste das alte, ehrwürdige Gotteshaus. Todesstille überall. Keine Seele außer dem Brautpaar, dem Küster, dem Oheim und mir war in der Kirche.

Stille trat der Oheim an den Altar und betete — ich fühlte es in meinem Herzen, — er betete für die beiden Paare, deren eigentümliches Schicksal er ja kannte. Nun trat Hand in Hand das Brautpaar vor den Altar, wo der Oheim aus dem Herzen eine tief ergreifende Rede hielt, dann das Formular der Agende las und das Ja forderte. Laut und fest sprach es jetzt der Bräutigam, leise, fast hingehaucht die Braut, die ihren Thränen freien

Lauf ließ. Aber auch der Bräutigam war ergriffen vom Ernste des Augenblicks, bewegt von dem andringenden Ernste der Rede. Er wischte ein paar Thränen weg, doch so rasch, als schäme er sich dieser Zeichen eines mächtigen Gefühls, dessen Wogen seine Brust durchströmten.

Ebenso stille, wie sie gekommen, verließen sie die Kirche, nachdem den Knieenden mein Oheim die segnende Hand aufs Haupt gelegt hatte.

Das Wandern der Braut und des Bräutigams, sonst noch ein Festtag für die Brautjungfrauen und ein Tag froher Laune, voll von beziehungsreichen Anspielungen und Scherzen, verlief stille, ohne daß, wie es sonst zu geschehen pflegte, aller Augen den hochaufgestapelten Hochzeitswagen begleiteten, der allen Prunk des jungen Haushalts zur Schau zu tragen pflegt.

Über das aufsehenlose Hinüberwandern in den Kreis einer neuen Wirksamkeit und eines neuen Lebens erfreute sich der Oheim.

Es liegt ein feiner sittlicher Takt darin, sagte er; man sieht, hier haben die beiden Alten nichts mehr zu sagen. Wäre dies, so würde der Hochmut des reichen Bauern sich so breit gemacht haber, als es ihm nur möglich gewesen.

Von da ab war es, als seien die beiden jungen Paare aus den Augen der Leute verschwunden. Sie hielten sich innerhalb der geheiligten Räume des Hauses in stiller, ordnender Thätigkeit. Erst am Sonntag sah ich sie wieder, als sie in der Kirche waren. Im Ausdruck ihrer Züge war nichts geändert, keine heitere Miene sichtbar.

Sie sind noch nicht eingewöhnt, sagte ein alter Bauer zu mir, aber es gibt sich alles. Drunten in Schneiders wird alles gut; denn der junge Mann ist eine brave Seele. In Bärmanns fürchte ich mehr; denn das Lischen ist heftig und herrisch. Ich bin ihr nächster Nachbar und kenne sie von Kindsbeinen an. Sie regierte als Mädchen das Hauswesen schon; denn ihre Mutter war eine schwache Frau, die dem Lischen allen Willen ließ. Nur der Vater war eisenfest, dem gehorchte sie allein, aber auch blind, nicht aus Liebe, sondern aus purer Furcht. Gebt acht, da gibt's trübe

Tage, wenn nicht der junge Mann Augen hat und nicht hört; er müßte denn eine eben solche Eisennatur sein wie der alte Bärmann, und dann — ich glaub', dann verzehrt sich Lischen! Denkt an mich! —

Diese Worte, gesprochen von einem alten Manne, schienen mir wahrhaft prophetisch zu sein, — aber sie legten einen dunkeln Schatten auf Lischens Leben, der sich nicht verzog. — Der alte Stimmel hatte wahr prophezeit!

3.

Den lieben alten Oheim mußte ich früher verlassen, als es in meiner Absicht gelegen; denn lieber Besuch im Elternhaus rief mich heim. Damals ahnte es mir nicht, daß ich zwei volle Jahre den Oheim nicht wiedersehen würde; allein die Hindernisse lagen in meinem Lebensgang, nicht in meinem Willen.

Alle Vorzeichen des Sturmes aus Westen waren schon erkennbar; in den Gemütern lag eine trübe, düstere Ahnung von dem, was da kommen sollte, als ich wieder, wenn auch auf wenige Tage nur, zum Oheim gehen konnte. Während dieser zwei Jahre hatte ich nichts von den zwei jungen Ehepaaren gehört, deren Geschick mir so nahe ging. Was mochte aus ihnen geworden sein? Wie mochte sich ihr Leben gestaltet haben? wie ihr Herzenszustand geworden sein? Das waren Fragen, die mir in der Seele lagen, und die ich vom Oheim gewiß beantwortet bekam in vollauf genügender Weise.

Wenn ich meine Schritte beflügelte, so wog allerdings das Verlangen, den teuren Oheim einmal wiederzusehen, in mir vor; allein ich will es gar nicht in Abrede stellen, daß die beiden jungen Ehepaare nicht geringeren Anteil daran hatten. Wie manchmal hatte ich selbst unter den Arbeiten des Berufs an sie denken müssen, und wie hatte ich mir die Lage derselben ausgemalt! Kamen die Bilder meiner Einbildungskraft der Wirklichkeit nahe, oder lag diese weit ab von dem, was ich mir gedacht hatte? — Zwei

Jahre sind eine lange Zeit. Die sogenannten „Rosenmonate“ liegen weit zurück, vielleicht sind sie schon begraben und diese Gräber überwuchert von Dornen und Disteln der Gewöhnlichkeit und den Fehlern der armen, sündhaften Menschennatur. In solcher Zeit kann manche Wunde heilen, manche sich unheilbar erweitert haben.

Wer wollte es mir verargen, daß ich ein lebhaftes Verlangen im Herzen trug, zu erfahren, wie es geworden, und wie es nach zwei Jahren war? — Ich lag diesmal nicht so lange unter der alten Wettereiche, die noch ebenso grünte als damals, da ich zu den beiden Hochzeiten kam; doch es war nicht allein die innerliche Macht, die mich wegtrieb, sondern auch die herbstliche Jahreszeit, die ringsum den Gesichtskreis in dichte Nebel gehüllt, deren mächtigen Schleier die Sonne vergeblich zu durchbrechen sich bemühte. Boden und Sträucher hingen voll dicker Tropfen, und das Wandern im Walde, sonst meine Lust, war heute sehr unangenehm. Völlig durchnäßt kam ich endlich mit dem sinkenden Abend bei dem Oheim an, den ich in gewohnter Frische und Heiterkeit antraf.

Als nach dem Abendessen jene gemütliche Ruhe kam, die eine dampfende Pfeife und ein warmer Ofen so angenehm erhöhen, konnte ich die Fragen nicht mehr länger zurückhalten.

Je nun, antwortete der Oheim, die zwei Jahre, die seit der Hochzeit zu Grabe gegangen sind, haben allerdings vieles geändert. Der Schmerz der Trennung ist überwunden, soweit man von außen so ein Innerliches zu beurteilen vermag.

Dem Gatten Ammichens wurde es leichter als dem Lischen. Er hatte ein Weib, dessen hohen Wert, dessen sittliche Reinheit, dessen mildes Herz, dessen hingebende Treue er nicht genug zu preisen wußte.

Hatte? fragte ich betroffen.

Unterbrich mich nicht, Fritz, sagte der Oheim, Du willst ja doch die Geschichte genau kennen lernen?

Ihm ging es schwer ein, denn er hatte Lischen unaussprechlich lieb gehabt; aber ein Blick in Bärmanns Haus ließ

ihn genugsam erkennen, welche merkwürdige Änderung bisweilen vor sich geht, wenn das Frauenhäubchen auf dem reichen Haare sitzt, das einst in langen, üppigen Flechten dem Kamme den Gehorsam zu kündigen jeden Augenblick bereit war.

Ammichens wirklich frommes Herz war von dem heiligsten Pflichtgefühle erfüllt, und den Gedanken an die Jugendliebe überwand sie mit ihrer frommen Gesinnung. Ob der Kampf ihr ein leichter war, will ich damit nicht sagen, ja ich möchte mich dem Gegenteil zuneigen, weil ihr Gefühl tief und wahr ist. — Und doch wurde er weniger schwer, weil der junge Gatte jeden Tag mehr die Perle schätzen lernte, die ihm zugeteilt war. Er mochte wohl Vergleiche genug angestellt haben, und daß sie zu Ammichens Vorteil ausfielen, war um so gewisser, als er sie täglich lieber gewann, sie wirklich, wie er gesagt, auf den Händen trug und auch *ihr* Herz sich zuwandte. Er war überhaupt ein Muster in allen Beziehungen, und Ammichens Eltern wurden nicht müde, sein Lob auszubreiten. Sie gerade empfanden das recht lebhaft. Gegen sie konnte ein leiblicher Sohn nicht sanfter, vorsorglicher, liebevoller sein, als er war. Auf dem Häuschen ruhte recht sichtbarlich ein Segen. Alles gedieh unter ihren Händen. Ammichen und die Mutter schalteten und walteten im Innern desselben. Da war eine Reinlichkeit, eine Ordnung, daß man seine helle Lust daran sah.

Die beiden Männer besorgten den kleinen Ackerbau und woben wechselseitig im Webstuhl, wenn das Wetter die Arbeit im Acker verbot. Auch das Häuschen des alten Schneider sah schnell anders aus. Ein neues Strohdach entstand unter des jungen Mannes Händen, und da er Geschick zu allem hatte, so strich er es, nachdem er die Wände ausgebessert, äußerlich schmuck an. Ammichen und ihre Mutter legten in der „Pütze,“ das heißt im Wiesengarten, der sich hinter dem Hause bis zum Bache hinabzieht, eine Bleiche an und verdienten damit hübsches Geld, das den Weberverdienst ansehnlich ergänzte.

Der Mangel, der je und dann wohl bei Schneiders eingekehrt war, schwand mehr und mehr, und die Sorge lagerte

sich nicht mehr wie ein dichter, dunkelnder Herbstnebel auf die Herzen. Das erkannten die Alten, das leuchtete Ammichen ein, und die Quelle zu erkennen, lag so nahe. Mußte das nicht ihr Herz dem Gatten zuwenden, der sich so sichtbar um ihre Liebe bewarb, der sie so sehr verdiente? Ein neues Band wob ein kleines Mädchen, in dessen Zügen der Mutter Bild einem wie aus einem Spiegel anlächelte. Das war ein neuer, wunderbarer Segen für das Haus, und man sah in Ammichens mildlächelnden Zügen, in ihren wieder aufblühenden Wangen, in ihren wieder so wunderbar strahlenden Augen einen neuen Morgen kommen, den das rosige Licht der Frühsonne verklärte. Leider sollte die Freude, das Glück getrübt werden durch ein Ereignis, dessen Schwere alle gleichmäßig fühlten. Ammichens Mutter fing zu kränkeln an und starb, ehe die liebliche kleine Enkelin noch die Füßchen zu den ersten Laufversuchen stellte.

Sie war eine vortreffliche Frau, und die Lücke, die durch ihren Tod im Hause entstand, war sehr fühlbar. Die ganze Last der Hauswirtschaft lag auf Ammichen, und sie hatte das kleine Kind dazu jetzt allein zu besorgen. Die Tuchbleiche konnte sie unmöglich mehr betreiben, obgleich sie viel eingebracht. Da sagte der junge Gatte zu Ammichen: Liebes Kind, — wie er sie gerne nannte — ich will Dir nun zur Hand gehen; unser herziges Kind werde ich besorgen helfen, und bei der Bleiche ersetze ich die Stelle der guten Mutter!

Ammichen sah ihn mit herzgewinnendem Lächeln an und sagte: wenn's so leicht gethan wäre? —

Die Liebe zu Dir macht mir alles leicht, und ich denke, an Geschick dazu soll es mir nicht fehlen, antwortete er. Als er das Wort Liebe aussprach, sah sie ihn schalkhaft lächelnd an und meinte: wenn's wahr wäre?

Einen andern hätte das kränken und unmutig machen können, ihn nicht. Er zog sie an sich und sah ihr in das schöne blaue Auge, indem er sagte: wüßte ich nicht, wie Du mich so gern neckst, ich würde über so ein Wort böse oder auch traurig werden können!

Laß Beides bleiben! rief sie lachend und entwand sich seinen Armen, und das Erröten, das ihr schönes Gesichtchen übergoß, gab dem Worte eine Bedeutung, die in seinem Herzen den reichsten Schatz von seliger Freude vermehrte.

Von da an war es so, wie er gesagt. Er verdoppelte seine Thätigkeit und gönnte sich keine Ruhe. Wie auch Ammichen wehrte, es half nichts. Bald aber schien es, als ob er sich in dem Wasser, zu dem ihn das Bleichen im Vorsommer trieb, verdorben, heillos verkältet hätte. Kaum war es anders möglich. Das Wasser des Baches ist eisig kalt. Oft stand er mit bloßen Füßen in diesem Wasser. Er ging in dem Eifer, Ammichen ihre Last zu erleichtern, offenbar über jene Grenze hinaus, welche ihm die Rücksicht auf seine Gesundheit hätte setzen müssen, zumal in seiner Familie die Schwindsucht nicht selten vorkam, woran er freilich nicht von Ferne dachte. Hatte man bei Ammichen einst den trockenen Husten gefürchtet, dieser sich aber völlig verloren, so war ein solcher jetzt bei ihm ein Gegenstand banger Befürchtung geworden, und leider mit Grund.

Das Übel, zu dem in seiner Natur — auch seine schlanke Gestalt, seine nicht sehr gewölbte Brust sprach dafür — der Keim zu liegen schien, wuchs und nahm einen außerordentlich schnellen Verlauf. Schon im folgenden Herbst, dem letztverflossenen, als ihn Ammichen mit einem prächtigen Buben beschenkte, konnten nüchterne, beobachtende Augen die „Grabblume" auf seinen Wangen blühen sehen. —

Du weißt, Fritz, daß das Volk die heftige Röte auf den Wangen an der Schwindsucht Leidender so bezeichnet und damit das Wahre trifft.

Die das sahen und ein nicht fernes Ende prophezeiten, urteilten richtig. Ein Blutsturz brachte seinen frühen Tod. Am ersten Adventssonntag legten wir ihn neben seine Schwiegermutter ins Grab.

O mein Gott! rief ich aus. Muß denn das arme Ammichen den Leidenskelch zweimal bis auf die Hefe leeren? —

Du hast Recht, Fritz, sagte der Oheim, und sein Gesicht spiegelte die Gefühle seines Innern ab.

Ammichen, fuhr er nach einer Pause, die manchen teilnehmenden Seufzer gebar, wieder fort, ist ein zartes Wesen. Sie hat nicht jenen robusten Körperbau, den sonst die Frauen und Mädchen unseres Hochlandes besitzen. Es lag viel Grund vor, das Schlimmste für sie zu befürchten. Jetzt erst zeigte es sich, wie innig sie ihren Paul geliebt. Sie war Mutter zweier Kinder, und das Pflichtgefühl war in ihr eine Macht, die dem Einfluß anderer Gefühle Halt gebot. Sie erkannte, daß, wenn sie wie bisher ihrem Schmerz sich zu rücksichtslos überlasse, fast mit Gewißheit vorauszusehen war, daß ihre Kinder bald vater- und mutterlose Waisen sein würden. Sie erschrack bei diesem Gedanken auf's Heftigste, und ich darf es sagen, daß ich mir es angelegen sein ließ, ihr die Augen zu öffnen; aber ich bewunderte das junge, zweimal bis ins Innerste getroffene und verwundete Weib. Sie faßte meine Hand und sagte: Sie haben Recht, Herr Pfarrer! Sie sollen erleben, wenn es Gottes Wille ist, daß ich überhaupt in der für mich so leidensvollen Welt länger zu leben bestimmt bin, daß ich mich ermannen werde, um der heiligen Pflicht der Mutter zu genügen. Sie hat Wort gehalten. Ihre sittliche Kraft hat sich siegreich bewährt.

Freilich steht ihr ein Schweres bevor. Der Vater ist alt; die Kinder fordern ihre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Die Weberei und Bleicherei muß wegfallen. Der geringe Ackerbau ernährt sie allein nicht, und er ist selbst für die Kraft des alten Mannes eine zu schwere Aufgabe. Nun Eins steht in meiner Seele fest: Gott wird sie nicht in Elend versinken lassen! —

Der Oheim stand auf und trat ans Fenster. Draußen fiel der erste Schnee, der aber schnell schmolz auf der noch warmen Erde. Er wandte sich gegen mich um.

Fritz, sagte er in weichem Tone: sieh', mit meinen Befürchtungen für Ammichen wird es sein wie mit diesem ersten Schnee. Er droht uns mit dem Winter, aber er schmilzt, wie er die Erde berührt.

Gott walte es! sagte ich, — denn auch in meiner Seele hatten des Oheims Befürchtungen schmerzliche Gefühle für das schwergeprüfte junge Weib geweckt.

Aber wie geht es denn drüben in Bärmanns, Oheim? fragte ich.

Ja so! rief er aus, und der schmerzliche Ton seiner Stimme klang noch nach. Er setzte sich wieder zu mir und hob zu erzählen an. Du erinnerst Dich noch, was vor zwei Jahren der alte Stimmel zu Dir sagte. Ich habe, als Du mir das erzähltest, nichts erwidert, aber ich habe das Wort des ehrlichen Stimmel wohl behalten. Er hatte vollkommen Recht. Es stellte sich nur zu bald heraus, daß in Lischens leidenschaftlichem Wesen der Grund künftigen ehelichen Jammers liege. Wie sie selbst fühlte, konnte ein inniges Verhältnis zwischen ihr und ihrem Gatten nicht aufkommen. Die Liebe fehlte bei ihnen.

Mißvergnügt mit der Welt, war sie hart gegen ihren Vater, der ihr Lebensglück zerstört hatte um des Mammons willen; sie trug diesen innerlichen Unmut auf ihren Gatten über, und er artete, als dieser ihr mit ernster Weise entgegentrat, in einen wahren Haß aus. Sie ging ihre eigenen Wege, redete fast nie ein Wort mit Vater und Gatten, war selbst im höchsten Grade lieblos gegen andere Menschen. Selbst gegen das Gesinde war sie herrisch. Niemand konnte es ihr recht machen, auch wenn die Leute alles aufboten, ihren Wünschen zu entsprechen.

Ihr Gatte war namenlos unglücklich. Ihr Vater trug das unkindliche Wesen zuletzt als wohlverdiente Strafe, und als er mir einst bittere Klagen führte, bekannte er selbst, daß er es verschuldet habe. Was hab ich mit der reichen Heirat erzielt? rief er aus. Unser aller Elend und Unglück! Mein Schwiegersohn ist der beste Mensch von der Welt. Er hat alles versucht, was man im Guten vermag, aber es war der warme Hauch eines Mundes in einen leeren, eisigkalten Raum. Es bleibt, wie es ist, und ich bereue schwer, was ich gethan. Möge Gott mir es vergeben!

Ich selbst, sagte der Oheim, ging zu ihr, um einen Versuch

zum Bessern zu machen. Laut weinend empfing sie mich. Meine Vorstellungen hörte sie ruhig an, soweit sie ruhig sein konnte; denn es war eine krankhafte Überreizung ihres Wesens, was alle diese Wirkungen hervorbrachte, eine Überreizung, die notwendig zu einer frühen Auflösung führen mußte. Man sah es ihr an, daß sie krank war.

Mitten in meinen Versuchen, sie auf bessere Wege zu bringen, rief sie plötzlich aus: Warum habe ich das verhängnißvolle Ja ausgesprochen? Ich habe es in kindlichem Gehorsam gethan! Aber reicht so weit die elterliche Gewalt, daß sie aus selbstsüchtigen, hochmütigen und habsüchtigen Gründen des Kindes Glück zertreten darf? Es trat ein Zustand ein, der an Verzweiflung grenzte; sie raufte ihr schönes Haar und war außer sich selbst.

Als ich ihr die Sünde vorhielt, die sie an ihrem braven Manne, an ihrem Vater beging, zitterte sie an allen Gliedern und sank mit dem Kopfe an den Rand des Tisches. Ströme von Thränen entflossen ihren Augen. Endlich gelobte sie mir, in eine andre Bahn einzulenken. Leider hatte ich kein Vertrauen auf dieses Gelöbnis und ging mit dem Bewußtsein vergeblicher Arbeit heim.

Einen Tag hielt sie sich, aber auch nur einen; dann fiel sie wieder in ihr altes Thun zurück. Ich glaube, daß eben das stille Glück Ammichens und Pauls den immer sich erneuernden Grund zu allen diesen Erscheinungen legte

Mit Pauls Tod wurde es anders. Er ergriff sie furchtbar. Es war, als ob mit seinem Tode die Überreizung ihres Wesens plötzlich nachgelassen hätte und nun die tiefste Erschlaffung eingetreten wäre. Sie wurde stille. Ihre Kräfte schwanden hin, und nach einem Vierteljahr schien es, als könne sie sich nicht mehr aufrecht halten. Sie mußte sich niederlegen. Bald traten eigentümliche Erscheinungen ein. Sie redete mit Paul. Sie sagte ihm, sie verstehe sein Winken; sie werde ihm bald folgen, denn in diesem Leben habe sie nichts mehr zu hoffen. Sie sprach das mit offenen Augen, sah dabei in eine Ecke und lächelte liebe-

voll dem Bilde zu, das ihre erhitzte Einbildungskraft ihr vormalte. Um die Ihrigen trug sie keine Sorge mehr. Sie waren für sie nicht da. Sie durften um ihr Bett stehen, sie sah sie nicht, und wenn sie sie anredeten, zuckte sie zusammen, als habe sie eine giftige Natter gestochen. Dann schloß sie das Auge, ohne indessen zu schlafen.

Ihr Zustand war ein so eigentümlicher, daß selbst der geschickte Arzt an ihrer Rettung verzweifelte.

Ihre Kräfte sanken immer mehr, und der Zeitpunkt ihrer Auflösung rückte sichtlich näher. Die Unterredungen mit Paul kamen häufiger. Sie klagte ihren Vater, alle, die sie überredet hatten, an, Urheber ihres Elends zu sein. Sie fluchte dem Reichtum, der sie elend gemacht. Dann fiel sie in rührende Klagen um ein verlorenes Lebensglück und über ein zerrüttetes Leben, bat Ammichen um Vergebung, daß sie sie gehaßt. In den letzten Stunden ihres Lebens schien eine andre Seite ihres Wesens hervorzutreten. Sie rief ihren Gatten an ihr Bett; sie bat ihn um Vergebung der bitteren Tage, die sie ihm bereitet. Sie vergab ihrem Vater, was er an ihr verschuldet, und ließ dann mitten in der Nacht ihren Gatten noch einmal an ihr Bett rufen. Alle Anwesenden mußten sich entfernen. Was sie mit ihm geredet, weiß niemand. Er hat nie ein Wort darüber gesprochen; aber es mußte etwas ganz Besonderes gewesen sein, denn Peter weinte heftig, und sie lächelte zufrieden und lag da wie eine Verklärte.

Gegen Morgen sank sie in einen sanften Schlaf, wie er ihr während ihrer langen Krankheit nicht zu Teil geworden war. Die bei ihr Wachenden schliefen selbst einmal ein und um so tiefer, als auch sie des Schlafes lange hatten entbehren müssen.

Als sie endlich die Vorhänge zurückzogen, die das Bett der Leidenden umgaben, lag sie mit gefalteten Händen da. Ihr Antlitz war von einem verklärenden Lächeln übergossen, aber die Strahlen der Herbstsonne fielen auf eine — Leiche.

Friede sei mit der Armen! Vor acht Tagen haben wir sie ins Grab gesenkt. — Ihr Vater wird ihr bald folgen. Er hat

bereits Peter sein ganzes Vermögen vermacht, weil der ihn mit kindlicher Treue pflegt. Sein Ende kann nicht fern sein. —

Damit endete der Oheim seine Erzählung und bat mich, nun dieser Geschichte nicht ferner zu gedenken. Es sei ihm schwer geworden, sagte er, noch einmal alle die bitteren Folgen elterlicher Verblendung an sich vorübergehen zu lassen, die — dennoch, so klar sie auch vor aller Augen dalägen, die Früchte nicht tragen würden, die man erwarten mochte, und die davon zu wünschen wären. —

Glaube mir, lieber Fritz, das Reimlein hat und behält Recht:

Die Welt wird alt und wieder jung,
Und doch gibt's kaum Veränderung,
Und bis die letzten Herzen erkalten,
Bleibt's bei den Menschen immer — beim Alten.

4.

Die wenigen Tage, die ich bei dem Oheim blieb, flogen schnell dahin. Als ich schied, ließ ich mir freilich nicht träumen, daß eine Reihe von Jahren hingehen würde, ehe ich das stille Hunsrücker Dorf wiedersehen würde, dessen einfache Geschichten ich bisher wahrhaft mitgelebt hatte.

Der Mensch denkt's, Gott lenkt's.

Als ich wieder die rheinischen Berge hinabstieg zu den Ufern des schönen Stromes und mich von der Höhe herab an seinen grünen Fluten erfreute, dachte ich ebensowenig daran, daß ich diesen paradiesischen Ufern so bald den Rücken kehren würde.

Meine Examina lagen hinter mir, aber ein pfälzischer Kandidat mußte sehr oft die Erfahrung des Kranken am Teiche Bethesda machen. Diejenigen, welche nahe dem Kirchenrate lebten und gewichtige Fürsprecher hatten, erreichten ihr Ziel, und der, welcher fern von der Hauptstadt lebte, hatte das Zusehen. Wenn er zum Teiche kam, hatte ein anderer das Bewegen seiner Fluten durch des Engels Hand benutzt.

Sie hatten ohnehin bei ihrer großen Zahl das nicht eben beneidenswerte Vorrecht, zu einem recht verständigen Alter zu gelangen, ehe sie in ein Amt eintraten. Daher ergriffen sie gern die Gelegenheit, wenn ihnen etwa eine Hauslehrerstelle sich darbot.

Gerade so war es damals mit mir. Besondere Verbindungen mit Sachsen trugen die Frucht, daß mir eine Hauslehrerstelle bei einer adeligen Familie dort angeboten wurde. Die Bedingung aber war daran geknüpft, daß ich schnell dort eintreten müsse.

Die Stelle war gut. Der Freund meines Vaters, der vermittelt hatte, schilderte die Familie so vorteilhaft, das Leben bei ihr so ungezwungen und angenehm, daß ich mich rasch entschloß, die Stelle anzunehmen, und darum so schnell als möglich abreisen mußte. Zum Oheim konnte ich nicht mehr kommen. Ich mußte ihm ein schriftliches Lebewohl sagen.

Große Veränderungen des Zustandes der Welt und der Völker traten ein, während ich in der Ferne war; selbst die alte, gute Pfalz segnete das Zeitliche, und die Franzosen waren unbestrittene Herren des linken Rheinufers, als ich endlich wieder heimkehrte, um meinen alten Vater im Amte zu unterstützen, das er nicht mehr allein tragen konnte.

Ich fand die Meinen alle wieder, selbst der liebe, gute Onkel auf dem Hunsrücken lebte und erfreute sich noch einer für seine Alterstage frischen Kraft und Gesundheit.

Viel, unendlich viel war da zu fragen, zu erzählen, zu hören, und doch kam immer neues wieder vor, da die Ereignisse mit einer Mannichfaltigkeit und Raschheit eingetreten und vorübergegangen waren, daß sie bei Verschiedenen auch die verschiedensten Eindrücke hinterließen. Indessen gab es doch manche, deren Eindrücke tief und bleibend waren, und dazu konnte man das erste Kommen des Revolutionsheeres rechnen, das von Trier her kam, die Österreicher, namentlich die Rotmäntel oder Sereczaner vor sich hertrieb und dann wie eine verheerende Flut sich über den Hunsrücken und die Thäler des Rheins ergoß.

Meine erste freie Zeit trat nach dem Ablauf der festlichen Hälfte des Jahres ein. Die Zeit nach Pfingsten, die schönste des

Jahres, führte mich wieder einmal den wohlbekannten Weg zur alten Wettereiche hinauf und in das Wiesenthal, wo der alte Oheim lebte.

Die Freude des Wiedersehens nach so langer Trennung war groß und für mich um so größer, als ich den lieben, teuren Greis noch so geistig und leiblich frisch wiederfand, als seien die Jahre, die seit meinem letzten Besuch bei ihm vorübergegangen waren, Wochen oder Monate gewesen. Und doch, was schlossen sie alles in sich! —

Mein guter Oheim war bis auf das letzte Hemd, das er auf seinem Leibe trug, gänzlich ausgeplündert worden und mit ihm fast alle Häuser und Familien des Dorfes, und von diesem Geschick fing man erst jetzt an, sich zu erholen. Eine Viehseuche, die alle Rinder hinraffte, vollendete mit der tagtäglichen Einquartierung das das Land zerrüttende Elend. Doch auch diese Wunden begannen allmählich auszuheilen, aber die Erinnerung an die Mißhandlungen und Drangsale jener Tage hatte sich unauslöschlich tief in die Seelen eingegraben.

Der Oheim erzählte mir seine Erlebnisse. Oft zitterte ich vor Angst um den Greis, oft vor Entrüstung über die rohe Gewaltthat, die auch das greise Haupt nicht schonte und es mißhandeln konnte.

Ich gestehe, daß die Erzählung dieser Erfahrungen mich gar nicht darauf kommen ließ, einmal nach denen zu fragen, die einst in so hohem Grade meine Teilnahme in Anspruch genommen hatten. Erst als der Strom der Erzählungen seichter wurde und langsamer floß, fand ich Gelegenheit, nach Peter und Ammichen zu fragen.

Diese Fragen habe ich längst erwartet, sagte ernst der Oheim, und wären sie nicht erfolgt, so hätte es unangenehm berührt, daß Du derer hättest vergessen können, die einst in ungewöhnlicher Weise Deine Seele beschäftigten.

Als die Franzosen einzubrechen drohten in das schöne, reiche Pfälzerland und in das des geistlichen Churfürsten von Trier, da sagte sich jeder: diese Rotten wilder Gesellen bringen uns

nichts, sondern nehmen uns, was wir haben. Und diese Meinung wurde natürlich verstärkt, als man erfuhr, daß die „Grundelcher", wie man die französische Infanterie nannte, barfuß gingen und es um ihre Bekleidung, namentlich auch um die Hemden gar übel stehe, darum denn auch das Einschlägliche versteckt werden müsse.

Da war es eines jeden Sorge, das Wertvollste auf die Seite zu schaffen. Es war eine Zeit der Angst und Sorge. Gerade damals lag Ammichens alter Vater tötlich krank darnieder. Er war brustleidend, wie es zeitig viele Weber werden, und nach langem Krankenlager starb er, die letzte männliche Stütze der armen, noch so jungen Frau.

Wer sollte nun die Äcker bauen? Diese Frage lag zentnerschwer auf Ammichens Seele; aber die Last wurde auf wunderbare Weise von ihrer Seele genommen. Zur rechten Zeit nämlich wurden die Äcker gestürzt, besäet und gewalzt, und doch sah niemand die Hand, die das gethan, weil die Arbeit meist nachts gethan wurde, wenn andre ruhten und schliefen und der Mond silberhell vom Himmel schien. Als sie es erfuhr, war es zu spät, nachzuforschen. Zwar war nur eine Meinung, aber niemand konnte es mit Gewißheit sagen. Es blieb Vermutung, die der mit Entschiedenheit wegwies, dem man es allein zutraute. So wurden ihre Wiesen gemäht, und sie durfte nichts weiter thun, als das Heu trocknen und heimfahren lassen.

Eines Tages, als Ammichen nach Simmern oder Castellaun gegangen war und eine Jugendfreundin die Kinder in ihr Haus aufgenommen hatte, wurde ihre Hausthüre nach dem Hinterhause geöffnet, — nämlich die Hinterthüre nach der „Pütz".

Und sie bestohlen? fiel ich hastig ein.

Der Oheim schüttelte den Kopf. Der, welcher dies gethan, mußte genau wissen, daß Ammichen heute die letzte Frucht dem Müller zum Mahlen gegeben; denn als sie heimkam, lag auf ihrem Speicher ein Haufen herrlichen Korns, der sie bis weit über die Ernte hinaus vor Brotmangel sicher stellte. Damit war dies seltsame „Heinzelmännchen" nicht zufrieden. Ammichens Kiste

war geöffnet worden, und da in der kleinen Nebenlade, in der Geldbüchse, auch nur noch einige Kreuzer sich befanden, so legte es eine Rolle von fünfzehn „neuen Thalern", Kronenthalern nämlich, in diesen kleinen Raum.

Ammichen fand sie erst nach einigen Tagen und erschrack nicht wenig darüber. Sie ahnte, daß das alles nur von einer Hand kommen konnte, und doch war ihr keine Gelegenheit gegeben, Petern zu sprechen; denn er mied ihre Nähe geflissentlich. Wie sollte sie ihm danken? Als der Winter kam und sie kein Holz hatte, aber auch ihrer Kinder wegen nur selten in den Wald gehen konnte, Raffholz zu sammeln, fand sie eines Morgens einen hohen Haufen Reisig hinter ihrem Hause aufgeschichtet und daneben einen bedeutenden Haufen gespaltenen Buchenholzes. So sehr sie auch dessen bedurfte, es bereitete ihr ein drückendes Gefühl.

Einmal traf sie ihn allein in der Ecke, an der die Pütze des ehemals Bärmannischen Hauses mit der ihrigen grenzte. Peter, sagte sie weinend, (denn sie konnte das mächtig in ihr wallende Gefühl nicht bemeistern) Du überhäufst mich mit Wohlthaten. Wie soll ich Dir danken? Es ist zu viel, was Du an mir thust.

Er sah sie an, und seine Wehmut, sein Ergriffensein machte sich im Erbeben seiner Stimme Luft. Ammichen, sagte er endlich, warum willst Du mir nicht gestatten, etwas für Dich zu thun? Ich stehe allein in der Welt und habe für niemanden zu sorgen. Glaubst Du, ich habe vergessen, was Du mir einst warst? Wollte Gott, ich könnte die Tage zurückrufen, welche die glücklichsten meines Lebens waren!

Er wandte sich ab und ging seinem leeren Hause zu, — und sie stand und sah ihm nach, wie er so dahinschritt und leise mit der Hand über die Augen fuhr, und in ihrem Herzen regte sich die alte Liebe wieder für den, der einst ihr alles war, von dem die Menschen sie weggerissen, die eine Saat des Elends gestreut, welche üppig wucherte.

Das, was der arme, schwer, wenn auch in anderer Weise geprüfte Peter gesagt, bewegte sie oft in ihrer Seele, und nie

schlief sie ein, ohne auch für ihn um Heil und Segen gebetet zu haben.

Es war eben um die Zeit, als die Franzosen das Land überschwemmten. Eine große Zahl drang in das Dorf. Das Pfarrhaus, das Haus Peters und seines Vaters und noch zwei oder drei andere waren die Zielpunkte derselben. Eine heillose Plünderung begann, und das Jammergeschrei der Weiber und Kinder erfüllte die Luft.

Es war aber gerade so, als stünde ein schützender Cherub vor dem versteckt liegenden Häuschen Ammichens. Kein Franzose sah es, oder der, der es sah in seiner Unscheinbarkeit und Armut, mochte denken, daß da nichts zu finden und zu holen sei. Es blieb verschont. Desto wilder ging es in Bärmanns Hause zu. Peter mußte flüchten und alles im Stiche lassen; denn einer hatte schon einen Säbelhieb nach ihm geführt, dessen Wucht er durch eine geschickte Wendung entgangen war.

Immer neue Haufen drangen ein, und der Ruf: Bauer, Geld! erscholl von allen Seiten. Zwei hielten ihn fest, die ihn oben im Hause, wo er sich verstecken wollte, ergriffen. Als er ihnen alles gegeben, was er noch bei sich trug, feuerte der Eine seine Pistole auf ihn ab. Die Kugel streifte ihn am Kopf, und er sank betäubt zur Erde.

Niemand kümmerte sich weiter um ihn. Als sie das Haus rein ausgeplündert und greulich verwüstet hatten und gleicherweise im Dorfe ihre heillose Arbeit vollendet war, verließen sie es, beladen mit dem, was sie gefunden.

Nicht zufrieden damit, das Dorf und in ihm die besten Häuser ausgeraubt zu haben, hatte ein Unhold, der auf dem Speicher nach Geld gesucht und sich getäuscht hatte, im Grimme getäuschter Hoffnung Feuer angelegt in Peters Hause.

Ammichen, die zitternd vor Angst mit ihren Kindern sich in den Wiesengarten geflüchtet hatte, sah zuerst den aufqualmenden Rauch und dann die züngelnde Flamme über dem Dache.

Beflügelten Schrittes eilte sie in das Haus, ergriff zwei Eimer Wasser und stürzte die Stiege hinauf. Da erblickte sie

den am Kopfe blutenden Peter. Einen Schrei des Entsetzens stieß sie aus. Das lodernde Feuer über ihr war vergessen. Sie kniete neben dem Leblosen nieder, schöpfte Wasser mit der Hand aus dem Eimer und wusch die Wunde aus, dann das vom Blut bedeckte Gesicht. Jetzt schlug er, matt vom starken Blutverlust, die Augen auf, aber es war kein klarer Blick.

Sie richtete ihn auf, aber er vermochte nicht, sich in dieser Stellung zu halten.

Herr, Herr, gib mir Kraft! flehte sie, und der Herr erhörte ihr Gebet. Sie lud den kräftigen Mann auf ihre Schulter und trug ihn hinab, durch den Wiesengarten hinüber in ihr nicht fern stehendes Häuschen. Dort legte sie ihn auf ihr Bett, eilte wieder zurück, holte ihre weinenden Kinder und verließ dann das Haus, um Hilfe zu suchen; denn der Dachstuhl des Hauses stand schon in lodernden Flammen. Bereits stürmten die Glocken, und die Leute eilten herbei mit der Feuerspritze. Ammichen überließ den Männern das Löschen und löste das Vieh in den Ställen von den Ketten, es in die sehr umfangreiche „Pütze" treibend. Dort riß sie den Zaun von ihrer eigenen Pütze nieder, damit die Tiere sich im Notfall nach dieser Seite retten konnten; dann eilte sie in ihr Haus, sogleich in ihre Stube.

Peter saß aufrecht.

Was gibts, Ammichen? Gelt, mein Haus brennt?

Ja, Peter, sagte die weinende Frau. Ich habe aber Dein Vieh gerettet. Sag mir, wo hast Du Deine Sachen verborgen, vielleicht kann ich noch etwas retten!

Das ist in einem feuerfesten Kellerchen, entgegnete er matt. Habe keine Sorge. Ist das Haus verloren? fragte er weiter.

Sie löschen mit Macht, erwiderte sie, aber ich fürchte sehr —

Nun, in Gottes Namen! sagte er. Es ist die Stätte meines Jammers. Ach, Ammichen, wie brennts mich hier! klagte er und fuhr mit der Hand nach seiner Kopfwunde. Ich kanns kaum ertragen.

Sie vergaß alles, selbst die Gefahr, daß das Strohdach ihres Häuschens Feuer fangen könnte, und schnitt mit der Scheere die

vom Blut zusammengeballten Haare sorgsam weg. Jetzt erst sah sie die Wunde, deren Grad von Gefährlichkeit sie nicht beurteilen konnte. Sie wusch sie aus, reinigte sie von den in sie geratenen Kopfhaaren, legte ein in Wasser getauchtes Läppchen auf und wand ihm eine Binde drum.

Tausend Dank, Du liebe Retterin, sagte er mit rührendem Ausdruck. Nun ist es um vieles besser; aber ich muß viel Blut verloren haben. Ich fühle mich so matt und schwach!

Lege Dich nieder, bat sie und rückte das Kissen zurecht. Ich sende einen Boten nach Simmern — oder besser nach Castellaun, um den alten Herrn Maul zu holen, der verstehts.

Er nickte, und sie flog hinaus.

Draußen hatte sich die Menschenmenge ums Doppelte vermehrt. Die Sturmglocke hatte Hilfe herbeigerufen, und die hoch auflodernde Flamme, die bereits die Scheune ergriffen hatte, drängte die Fernen zur Eile.

Bärmann hatte das Haus selbst erbaut. Es bestand wie alle Hunsrücker Häuser aus Holz und Fachwerk. So war der Flamme kein Einhalt mehr zu thun, als sie einmal gleichzeitig das Innere und Äußere ergriffen hatte. Da ist nicht mehr zu helfen! rief ein Beamter aus dem nahen Castellaun. Lasset es in Gottes Namen brennen und rettet die Nachbarshäuser! Seht, das Strohdach des kleinen Häuschens hat Feuer gefangen! Ein gellender Schrei folgte diesen Worten, und man sah ein Weib hinab dem Hause zu stürzen.

Wenige Augenblicke später war die Flamme gelöscht. Das Dach wurde befeuchtet, und die Gefahr war vorüber, da eine der vorhandenen Spritzen dort stehen blieb. Andere Spritzen wurden auf die Ställe des brennenden Hauses gerichtet und diese gerettet, während die Scheune mit ihren reichen Vorräten in Flammen aufging. Nach dieser Seite hin dehnte sich Peters Garten aus, und die Nachbarshäuser waren weit genug entfernt, um außer Gefahr zu sein.

Plötzlich rief eine Stimme: Herr Maul, Herr Maul, hierher, hier thut Eure Hilfe not!

Der alte erfahrene Wundarzt dieses Namens war ebenfalls nach dem brennenden Dorfe geeilt, da bereits ein Bote ihn zu dem erkrankten Oheim gerufen. Er hatte den alten Mann von Schrecken, Angst und den Mißhandlungen der Franzosen sehr angegriffen gefunden, allein außer der Gefahr, und nachdem er das Nötige angeordnet, war er zur Brandstätte geeilt.

Die Hilferufe erschallten von Ammichens Hause her.

Als das arme Weib das Häuschen brennend erblickte, das alles Teure umschloß, was sie noch in der Welt besaß, da stieß sie jenen verzweifelnden Schrei aus und stürzte ihrem Häuschen zu; aber noch ehe sie die Schwelle desselben überschritten hatte, brach sie ohnmächtig zusammen. Der Chirurg Maul war zu ihr getreten.

Ist sie tot? fragte eine Nachbarin. Ach, Herr Doktor, sagts doch!

Ach was! rief der alte Maul, sie ist bloß ohnmächtig. So schnell stirbt sichs nicht, besonders so ein junges Leben! Wascht sie mit Wasser an. Es ist nichts!

Aber drinnen, Herr Doktor, rief eine alte Frau, die aus dem Häuslein kam, liegt mein Sohn; die Franzosen haben ihn auf den Tod geschossen!

Der alte Maul eilte in das niedrige Zimmer, wo Peter allerdings totbleich und noch mit Blut bedeckt auf dem Bett lag und Ammichens beide weinende Kinder mit seinen Armen umfangen hielt.

Er trat zu ihm, löste die Binde und sagte: wer die Wunde verbunden hat, verdient alles Lob. Das ist verständig gemacht. Als er die Wunde untersucht, sagte er zu Peter: Du kannst dem lieben Gott danken, daß Du so glatt davonkommst! Einen Strohhalm dick weiter herüber, so warst Du fertig, fix und fertig, und Dein Haus hätte abbrennen können; aber, Alterchen, der Franzos hat sich verrechnet. Die Haut ist freilich arg geschrammt, aber das heilt wieder, und die Geschichte ist abgethan! — Er reinigte nochmals die Wunde, strich ein Pflaster, legte es darauf, band die Binde wieder drum und sagte: könnte ich mit so einem

Pflaster Dein Haus und Deine Scheune wieder herstellen, ich wollts gerne thun!

Ist es ganz abgebrannt? fragte matt der Verwundete.

Ganz, erwiderte der alte, etwas rauhe Mann, bis auf die Keller. Es ist ein Glück, daß es Gewölbe sind! Hörst Du, Peter, fuhr er fort, mache Dir darüber nicht allzuviel Herzeleid, Du wirst dadurch noch kein Bettler.

Gottlob nein! sagte Peter; aber wo ist die Frau, deren Angstgeschrei ich gehört?

Nun, nun, die ist so nach Weiberart ein bischen in Ohnmacht gefallen, als das Dach über Dir zu brennen anfing. S'ist vorüber, da bringt sie die Alte.

Die Thüre ging in diesem Augenblick auf, und Peters Mutter führte das leichenblasse Ammichen herein. Sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und weinte laut, als sie die Kinder sah, die sich an Peter anschmiegten, der auf dem Bett saß.

Mutter, sagte der Chirurgus Maul, geht zum Herrn Pfarrer und sagt ihm einen Gruß von mir, und er möchte Euch eine Flasche von seinem Vierundachtziger Manubacher geben, hier seien Leidende, die der Stärkung bedürften.

Die alte Frau entfernte sich und auch der Chirurgus Maul, der die Leute abhielt, welche hereindringen wollten. Fort mit Euch! rief er zornig über den Andrang. Lasset die Leute allein, die der Ruhe bedürfen. Der Tod sitzt keinem auf der Zunge. Marsch! Ich habe hier zu befehlen, und ich sehe, ich muß Wache an der Thür halten! Er drängte die Haufen Weiber hinaus und blieb auf der Stelle stehen, wo ein kleines Fensterchen von der Flur aus ihm den Einblick in die Stube gestattete.

Das Verbot des derben Alten hatte gewirkt. Es kam niemand mehr das schmale Gäßchen herunter. Auch droben auf der Brandstätte hörte der wilde Lärm, der immer solch ein schreckliches Ereignis begleitet, mehr und mehr auf, da die Gefahr des Umsichgreifens des Brandes vorüber und sowohl das Wohngebäude als die Scheune der Erde gleich niedergebrannt waren und es nun nur noch galt, das Auflodern der Flammen zu unterdrücken.

Wasser war bei der Nähe des Baches in Fülle da, und so beruhigten sich nach und nach die aufgeregten Gemüter der Dorfbewohner.

Erst jetzt entsann sich der alte Heilkünstler der Geschichte, welche in diesen beiden Häusern so betrübend sich zugetragen, und der Beziehungen zwischen dem Verwundeten und der schönen jungen Witwe, von der er früherhin gehört hatte.

Er warf einen Blick durch das Lugfensterchen, und was er sah, drückte sich in den Worten aus, die er halblaut mit lächelnder Miene flüsterte: Da sieht man wieder einmal den Beweis, daß alte Liebe nicht rostet! Gott segne es Euch! Die junge, schöne Witwe, die an seinem Herzen ruht, ist ein besseres Pflaster auf seine Wunde als das meinige! Ich wette, daß ihm dies kleine Häuschen reichlichen Ersatz gibt für das abgebrannte. Proficiat!

Aha, rief er laut, Mütterchen, da bringt Ihr ja schon den Wein! Der wirkt an unsern beiden Kranken da drinnen wie die Arznei, die eben angewendet worden ist, und die wird die beste Wirkung thun!

Beide traten nun ein, und Ammichen verließ eilig die Stube, um die glühende Röte zu verbergen, welche des Chirurgen letztes, beziehungsreiches, laut gesprochenes Wort auf ihr schönes Gesichtchen gejagt.

Die Mutter merkte nichts, und das war gut.

Peter wurde von dem Wein so gekräftigt, daß er mit der Mutter das Häuschen verlassen konnte, jedoch nicht ohne dem recht verlegen drein schauenden Ammichen aus voller Seele gedankt zu haben, in welchen Dank seine Mutter um so mehr einstimmte, als sie von ihm selbst hörte, daß Ammichen ihn aus dem brennenden Hause in ihre Wohnung getragen, ihm ohne Zweifel bei der Schnelligkeit des um sich greifenden Brandes das Leben und auch seinen Viehstand durch Lösen der Ketten gerettet habe.

Ammichen trat in die Stube zurück und saß da gedankenvoll mit hochklopfender Brust, als der alte Maul, wie man allgemein den volles Vertrauen genießenden Wundarzt nannte, zu ihr eintrat. Er sah die Erglühende lächelnd an. Es war doch ein

Glück, sagte er schalkig lächelnd, daß Du meine lauten Worte verstandest, mein Kind! Werde nur nicht so rot! Ich habe durch das Fensterchen gar nichts gesehen! — Trinke jetzt nur keinen von dem schweren Weine! Dein Herz pocht zu heftig; aber das erwarte ich, daß Du mich auf die Hochzeit einlädst. Thuest Du das nicht, so riskierst Du, daß ich genug gesehen habe, um zu wissen, wie es um Euch zweie steht. Behüt' Dich Gott! Wegen Deines Peters kannst Du ohne Sorge sein. Es dauert keine vierzehn Tage, so brauchst Du Deinen Kopf nicht so vorsichtig auf die linke Seite zu lehnen, wenn Du wieder so an seiner Brust liegst wie vorher!

Ach, Herr Doktor! flehte das geängstigte junge Weib, das sein glühendes Gesichtchen in die Schürze barg.

Sei ruhig, Kind, schloß der Alte, ich kann schweigen! Gott behüte Dich!

Mit diesen Worten ging er; aber die junge Witwe konnte lange Zeit das rechte Gleichgewicht nicht finden. Sie saß oft lange da und blickte träumerisch ins Blaue. Dann traten Thränen in ihre Augen, und sie ging schnell an ihre Arbeit.

Für Peter war es ein Glück, daß seine Ställe gerettet worden waren, weil er sonst seine Kühe und Ochsen hätte verkaufen müssen, die jetzt, wo die Seuche, welche das Schlachtvieh, das den Franzosen nachgetrieben wurde, gebracht, überall verheerend herrschte, gar keinen Wert hatten.

War es, daß seine Ställe völlig frei standen und nicht von fern mit andern in Berührung traten, sein Vieh blieb von der Seuche verschont, und als Ammichens Kühchen, davon ergriffen, fiel und sie tief betrübt war, flüsterte er ihr zu: sei guten Mutes, liebes Ammichen, es kommt zum Frühlung eine schönere und bessere in Deinen Stall, oder — Du hast deren viele!

Sie errötete wieder und ging stille in ihr Haus, aber einen Blick warf sie halbwegs zurück, den Peter auffing und lächelnd nickte. Sie aber eilte schnell in das Häuslein zurück.

Die Brandstätte wurde indessen bald geräumt, und Peter fand in dem feuerfesten Gewölbe seine dort verborgenen Sachen

alle unversehrt. Mit dem Aufbau des Hauses zögerte er indessen, obgleich der Winter nicht ungünstig für die unabweisbaren Vorarbeiten gewesen wäre. Zu den Leuten sagte er, als Grund dafür angebend: ich will erst die Kriegsunruhen sich abklären lassen. Es wäre meines Dafürhaltens jetzt Thorheit, einen Hausbau zu übernehmen, wo man nicht weiß, ob nicht der Krieg sich wieder in unser unglückliches Land spielt.

Einst traf er Ammichen allein im Wiesengarten. Sie fragte ihn, warum er den Bau seines Hauses nicht beginne, da ja doch die Frühlingssonne die Maßliebchen hervorlocke.

Ich will es Dir sagen und Dir allein, sprach er. Das Haus meiner Eltern ist zu weit entfernt, um den Bau regelmäßig zu überwachen. Ich will warten, bis ich ganz nahe wohne.

Sie schlug ihr Auge nieder.

Dann könnte mich niemand in der Aufsicht unterstützen, da meine Eltern beide alt sind; ich will warten, bis ein liebes Weib sich mit mir in die Aufsicht teilt, das kann aber erst nach Ablauf eines Jahres geschehen. Meinst Du nicht, daß das klug von mir erwogen sei? — Dabei faßte er ihre kleine Hand und sah ihr in die hellen blauen Augen, die sie rasch niederschlug. Sie wies seine Hand mit komischem Unwillen weg und eilte in ihr Häuschen.

Seine Kopfwunde war unterdessen geheilt, und Ammichen sah mit recht inniger Freude, daß er keine Binde mehr darum trug. Ihr Haus mied er. Je und dann traf er sie einmal allein im Wiesengarten, und dann plauderten sie so, wie sie es einst als Jüngling und Jungfrau gethan, treuherzig und traulich, und niemand ahnte, daß die alte Liebe lebendig in ihren Herzen wohnte.

Im Dorfe freite man in allen Spinnstuben für Peter, aber er machte keine Anstalten, irgend eine dieser Freiereien wahr zu machen. Niemand schien an Ammichen zu denken.

Nur der alte Stimmel lächelte heimlich, wenn sie die reichen Mädchen nach einander aufzählten, und sagte: Sorget doch nicht für ungelegte Eier! Der Peter denkt an keinen Geldsack. Er

hatte einen, und der machte ihm das Leben sauer. Ein Kind, das sich einmal die Finger verbrannte, scheut das Feuer sein Leben lang. Denkt an den alten Stimmel! Der allein wußte, wie es stand; denn er hatte einmal Ammichen und Peter zusammen plaudern gesehen. Was sie gesprochen, wußte er nicht. Er stand zu weit entfernt, aber er hatte doch genug gesehen, um zu wissen, wer Peters Erwählte sein würde. Und der Herr Chirurgus Maul von Castellaun war ihm einmal begegnet und hatte gefragt: Heiratet der Peter Fröhlich bald?

Weiß nicht, hatte er geantwortet.

Aha, hatte da der Herr Maul gesagt, das Jahr ist noch nicht um! Nun der geht nicht weit auf die Freierei!

Zwanzig Schritte reichen hin, hatte Stimmel gesagt, und gerade so weit hat er zu dem kleinen Hause, wo sein alter Schatz, die schöne junge Witwe wohnt.

Ich glaub, Du Alter hast Recht! schloß der Herr Maul.

Das war dem alten Stimmel gerade genug; denn er wußte, daß der alte Doktor Maul den Peter behandelt hatte oder, wie sich der Bauer ausdrückt, während seiner Wunde am Kopf über ihn gegangen war. Der konnte etwas wissen, und so ein alter Doktor ist nicht auf die Nase gefallen.

Die Leute spotteten über den alten Stimmel, aber er sagte: wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Die Kriegsunruhen am Rhein, welche den Hunsrücken in Mitleidenschaft zogen, waren endlich ziemlich vorüber. Das Land war unter der französischen Herrschaft und gehörte zu der „unteilbaren einigen Republik". Eine unbezwingliche Sehnsucht führte mich wieder das Gebirge hinan zu dem frischen, grünen Lande, wo der alte Oheim lebte, der mit schweren Opfern die Lücken ausgefüllt hatte, welche ihm die Plünderung der Franzosen gebracht. Ich hatte während der Zeit eine Stätte des Friedens gefunden, wo ich den Aaronsstab in die Erde steckte, daß er grüne.

Drei Viertel über ein Jahr hatte ich ihn nicht gesehen, und was lag in dem Kreise dieser nahezu zwei Jahre? Was hatte der gute Mann gelitten, geduldet, erfahren? — Ich fand ihn noch ganz so frisch wie früher, ob er gleich eine schwere Krankheit infolge der erlittenen Mißhandlungen bei der Plünderung überstanden hatte.

Was wir am Rhein erlebt, was der Hunsrücken erduldet, das wurde in gemütlichem Zwiegespräch verhandelt, und so kamen wir denn auch auf die Geschicke des Paares, die er mir genau so berichtet, wie sie in dem Vorhergehenden erzählt worden sind.

Und wie ist es mit Peter und Ammichen jetzt? — fragte ich mit besonderer Teilnahme, als er unterbrochen worden war und wieder in seinem lederbezogenen Sorgsessel ruhte.

Es mögen nun etwa zwei Monate her sein, hob er wieder zu erzählen an, da trat eines Abends in der Dämmerung ein Mann grüßend bei mir ein. An der Stimme erkannte ich den Peter Fröhlich.

Was bringst Du mir Gutes? fragte ich ihn, indem ich ihm einen Stuhl neben meinen Sessel rückte.

Was ich bringe, möge der liebe Gott in Gnaden zu etwas Gutem werden lassen, sagte er, nicht ohne daß seine Stimme bebte. Ich komme, um Sie zu bitten, nächsten Sonntag Ammichen und mich kirchlich aufzubieten. —

Peter, sagte ich, das habe ich erwartet. Gott segne Euch! Ihr seid durch das Feuer schwerer Prüfungen gegangen, möge es Euch geläutert haben am inwendigen Menschen! Peter, Ammichen ist Witwe!

Und ich Witwer, sagte er ruhig. Das Trauerjahr ist längst vorüber.

Ganz recht! Ammichen hat zwei Kinder! sagte ich.

Sie sind auch die meinen, erwiderte er lächelnd, ich habe sie gestern adoptiert. Gibt uns Gott in unsrer Ehe Kinder, so ist's volle, gleiche Kindschaft und nur eine.

Ich reichte ihm die Hand. Ich danke Dir, sagte ich, für

diese ehrenwürdige Gesinnung und Handlung. Aber was sagen Deine Eltern dazu?

Meinen Sie, Herr Pfarrer, sprach Peter, daß das Elend, das ich getragen, ohne Frucht bei ihnen geblieben sei? Sie haben meinen Plan gebilligt und noch mehr! Als Lischen ihr Ende nahen fühlte und der Bann sich löste, den ein zertretenes Lebensglück auf ihre Seele gelegt hatte, da rief sie mich an ihr Bett. Sie weinte heiße Thränen und faßte meine Hand. Peter, sagte sie, wir sind alle vier elend geworden. Wer die Schuld trägt, dem vergebe Gott. Ich war feindlich gegen Dich, weil Du mir aufgedrungen worden; Dir fehlte die Liebe zu mir aus gleichem Grunde. Du trugst's als Mann; ich war zu schwach dazu und wurde verbittert, weil ich innerlich verarmt, elend war, wie es nur ein Mensch sein kann. Ich war krank am Leibe, weil mein Herz, meine Seele krank war. O vergib mir! — Ich glaubte, Du würdest „Nein" sagen denen gegenüber, die uns elend machten. Ich sagte „Ja" aus Trotz, und weil ich Dich dafür strafen wollte, da ich ja nichts zu hoffen hatte. So ist's! Willst Du mir vergeben? — Ich vergab ihr! — Lange lag sie stille da und betete. — Peter, sagte sie dann noch einmal, willst Du die einzige Bitte, die ich je an Dich gerichtet, erfüllen? es ist die letzte auch. —

Ja, sagte ich, wenn es in meinen Kräften liegt, sie zu erfüllen.

Nimm, wenn ich tot bin, sagte sie, Ammichen zur Frau, und ihre herzigen Kinder nimm als die Deinen an und mache eine Kindschaft, wenn Euch beiden Gott Kinder gewährt!

Da sah ich tiefer in ihr Herz, denn die harte Rinde war entfernt. Ich schloß sie in meine Arme und küßte sie. — Sie lächelte mild. Nun sterbe ich gern! Das war das letzte Wort, das ich von ihren Lippen hörte. —

Gebe Gott ihr Frieden und Dir und Ammichen Heil und Segen! sagte ich im Innersten tief bewegt.

Ich traute sie so stille, wie einst Ammichen und Paul getraut worden waren.

Hier schloß der Oheim, und wir gingen zu Bett.

Noch eine Reihe von Jahren lebte der Oheim, dann trauerten

viele an seinem Grabe. Ammichen setzte einen weißen Rosenstock darauf.

Ich erhielt später einen andern Lebensberuf, der mich in die Nähe des Dorfes führte, wo der teure Oheim gelebt. Da blieb ich Zeuge von Peter und Ammichens Leben und verkehrte viel mit ihnen.

Nie habe ich eine glücklichere Ehe kennen gelernt als die Ammichens und Peters. Das Haus bauten sie auf, aber einfacher, bäuerlicher, als es gewesen war. Peter trägt Ammichen auf den Händen, sie hat ihm zwei Kinder geschenkt. Noch immer ist sie, obgleich ihre älteste Tochter bereits ihre Hochzeit mit einem armen Burschen, den sie lieb hatte, gefeiert, eine bildschöne Frau, aus deren lachenden Zügen das Glück herausschaut, dessen sie sich erfreut, und wenn man Peter und sie verkehren sieht, so meint man, — gestern wäre ihre Hochzeit gewesen. Mir aber ist immer der im Sprichwort enthaltene Wahrspruch im Gedächtnis geblieben, den mir einst Peter in einer traulichen Stunde sagte:

Geliebt und gefreit
Hat niemals gereut;
Auf Geld aber und Schimmer —
— immer!

17.10.42.

